Heinrich Voß

Goethe und Schiller in Briefen.



Heinrich Voß, der jüngere.

Goethe und Schiller

in Briefen

von

Heinrich Voß

dem jüngeren.

Briefauszüge,
in Tagebuchform zeitlich geordnet und mit
Erläuterungen herausgegeben

von

Dr. Hans Gerhard Gräf.

Mit Heinrich Voß' Bildnis.

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Inhalt.

Vorwort.

Heinrich Voß, der jüngere, hat in Briefen an Freunde über seinen Verkehr mit Goethe und Schiller zahlreiche Berichte gegeben, die nicht allein für die litteraturgeschichtliche Forschung wertvoll sind, sondern auch verdienen, allgemein gekannt zu werden. Die wichtigsten dieser Briefe sind, teils gesammelt,*) teils an schwer zugänglichen Stellen zerstreut, veröffentlicht worden; manches Beachtenswerte blieb ungedruckt.

Vergleicht man die sämtlichen Berichte, wie sie gedruckt und ungedruckt vorliegen, im Einzelnen, so zeigen sich erhebliche Übelstände.

Eine größere Zahl gerade der ausführlichsten Briefe ist, obwohl an verschiedene Personen gerichtet, dem Inhalt, ja häufig dem Wortlaute nach dergestalt übereinstimmend, daß man zu der Annahme berechtigt ist: Voß habe das in dem einen Brief Erzählte zugleich wörtlich für mehrere andere Briefe benutzt, mit leichten Änderungen im Sinne seines Verhältnisses zu den betreffenden Empfängern. Dieses Zeit ersparende Verfahren lag nahe, da es den Adressaten vermutlich vor Allem um Nachrichten über Goethe und Schiller zu thun war. So wird nun der genießende Leser durch lästige Wiederholungen gestört, der wissenschaftliche Benutzer ist genötigt, das Ähnlichlautende durchzuprüfen und Wiederholtes auszuscheiden. Überdies muß man gleichzeitige, aber verschiedene Äußerungen der Dichter über denselben Gegenstand und zahlreiche, sich ergänzende Nachrichten, die in meh-

*) Die gegenwärtige Bearbeitung war im Manuskript bereits abgeschlossen, als (Mai 1895) ein Neudruck von 32 Briefen erschien unter dem Titel: ‚Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre. Nach brieflichen Mitteilungen von Heinrich Voß. Mit Einleitung und Erläuterungen neu herausgegeben von Georg Berlit‘. Stuttgart 1895.

reren Briefen getrennt erscheinen, zusammensuchen. Erst nach dieser zeitraubenden und mühsamen Arbeit wird das über die beiden Männer Mitgeteilte einigermaßen übersichtlich und nutzbar.

Diesem Mißstande versucht die gegenwärtige Bearbeitung durch Ausheben und chronologisches Aneinanderordnen der Goethe und Schiller betreffenden Stellen abzuhelfen, unter Weglassung alles nur auf den Empfänger bezüglichen Persönlichen. Bei den gleich- oder ähnlichlautenden Berichten ist jedes Mal der ausführlichste zu Grunde gelegt und aus den übrigen vervollständigt worden. Der Wortlaut hat (mit Ausnahme von drei, in den Erläuterungen angemerkten, Stellen) nur ganz leichte, von selbst sich darbietende Umstellungen erfahren, da wo der Zusammenhang sie forderte; die gelegentliche Setzung der Namen Goethe und Schiller für: er, ihn, sein u. s. w. erschien im Sinne des Ganzen erlaubt, ja notwendig. Der Umstand, daß bei weitem die Mehrzahl der Briefe an Alters- und Studiengenossen gerichtet ist, die Voß mit dem traulichen Du anredet, ermöglichte es, einen Text herzustellen, der sich liest, wie etwa ein fortlaufender, tagebuchartiger Bericht an einen vertrauten Freund.

Es durfte ein solches Verfahren um so unbedenklicher angewandt werden, da die Briefe des jüngeren Voß keineswegs als ästhetische Kunstwerke oder sprachliche Muster gelten können.

Sämtliche, im Text oder in den Erläuterungen benutzten Briefe findet man, nach den Empfängern in alphabetischer Ordnung, am Schluß der Erläuterungen verzeichnet.

Von Ungedrucktem wurde benutzt: erstlich die, im Besitz der Königlichen Öffentlichen Bibliothek zu Dresden befindlichen, Briefe an Bernhard Rudolf Abeken, Rektor des Ratsgymnasiums zu Osnabrück;*) zum andern die Briefe an den Konrektor Friedrich Karl Wolff in Flensburg, die mir durch die Güte der Besitzerin, Fräulein Strodtmann in Ploen, für diesen Zweck freundlichst anvertraut wurden.

---

*) Einige, Goethe betreffende, Hauptstellen dieser Briefe sind von W. von Biedermann in ‚Goethes Gespräche' aufgenommen worden.

Abeken war Vossens vertrautester Freund („In meinen Briefen an Dich lass' ich meiner Feder den freiesten Lauf", schreibt Voß an Abeken im Dezember 1819), die Briefe an ihn sind die umfänglichsten und zahlreichsten von Heinrichs gesamter Korrespondenz.

Was diese Briefe an irgend wichtigen Nachrichten enthalten, ist, sei es im Text, sei es in den Erläuterungen, verwertet worden. Auch scheinbar Unerhebliches wurde geprüft und, wenn thunlich, an geeigneter Stelle eingefügt, dergestalt, daß man nunmehr alles Wesentliche, was Heinrich Voß überhaupt in seinen Briefen über Goethe und Schiller mitgeteilt hat, hier zeitlich geordnet beisammen findet.

Bei einer derartigen Bearbeitung war es nicht möglich, das bisher Ungedruckte vom bereits Bekannten typographisch im Interesse des Forschers zu unterscheiden, dieser wird ohnehin Neues und Altes leicht zu sondern vermögen. Die Summe des Ungedruckten beträgt etwa ein Drittel des Ganzen.*)

Dem hochverdienten Leiter des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar, Herrn Professor Dr. Bernhard Suphan, spreche ich für seine der gegenwärtigen Arbeit in reichstem Maß erwiesene, fördernde Anteilnahme den ergebensten, herzlichsten Dank aus. Manchen freundlichen Nachweis, der den Erläuterungen zu Gute gekommen ist, verdanke ich der Gefälligkeit des Herrn Dr. Albert Leitzmann, Assistenten am Goethe- und Schiller-Archiv. Zu warmem Danke fühle ich mich ferner verpflichtet meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Friedrich Polle in Dresden (der mich vor Jahren auf den Wert der Briefe Vossens an Abeken aufmerksam machte), sowie den Herren Direktoren Professor Dr. Schnorr von Carolsfeld in Dresden, Dr. Burkhardt in Weimar und Dr. Heuermann in Osnabrück.

Das beigegebene Bildnis, nach einem (durch Carl Barth 1826 in Kupfer gestochenen) Gemälde von Franz Gareis aus dem Jahre 1800, zeigt Heinrich Voß im Alter von einundzwanzig Jahren, zu eben der Zeit, in welcher er Goethe und Schiller kennen lernte.

---

*) Über das Verhalten zu dem gedruckt vorliegenden Material geben die Bemerkungen in der „Übersicht der benutzten Briefe" Auskunft.

Voß war beiden Dichtern stets lieb und wert. Ohne sich über die Grenzen seiner bescheidenen Fähigkeiten zu täuschen, suchten sie ihn nach Kräften zu fördern; sie freuten sich an der reinen Begeisterung, mit der der Jüngling zu ihnen emporblickte, sie liebten ihn, weil er ein guter, kindlicher Mensch war.

Und so mögen die schlichten Aufzeichnungen, in denen Voß für sich und seine Freunde das Bild der Verehrten festzuhalten bemüht war, durch diese neue Ausgabe weitesten Kreisen zugänglich werden, begleitet von dem Wunsche, daß sie an ihrem bescheidenen Teile mitwirken, die Kenntnis Goethes und Schillers zu mehren. „Denn solche Männer“ — um mit dem Wort eines einsamen, tiefen Denkers zu schließen, der, wie wenige vor ihm und nach ihm, den menschlich-sittlichen Wert der Beiden erkannt und betont hat — „solche Männer sind, weil mehr als Alpen oder Koliseen, die wahren Weltwunder, und es muß uns alles daran gelegen sein, sie deutlich zu sehen und unsrer Erinnerung auf immer einzuprägen.“

Wolfenbüttel, an Thomas Carlyles hundertstem Geburtstage,
den 4. Dezember 1895.

H. G. Gräf.

Biographische Bemerkung über Heinrich Voß.

Johann Heinrich Voß wurde geboren am 29. Oktober 1779 zu Otterndorf (unweit Cuxhaven), wo sein Vater, der Philologe und Dichter Johann Heinrich Voß, Rektor der Lateinschule war. Seine Mutter, Ernestine, geb. Boie, war die Schwester des Dichters Heinrich Christian Boie.

Kindheit und Knabenjahre verlebte Voß in Eutin, wohin die Familie 1782 übergesiedelt war. Hier genoß er den Unterricht des Vaters und gab sich dessen Freunde, dem Dichter Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, mit schwärmerischer Verehrung hin. Von Ostern 1799 bis 1803 studierte Voß in Halle und Jena Theologie und klassische Philologie, wandte sich von jener ab, ganz den Studien des Vaters, dem klassischen Altertume zu; war 1804 bis 1806 als Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium zu Weimar thätig, dann folgte er den Eltern, die inzwischen von Eutin nach Jena, von Jena nach Heidelberg gezogen waren, und lebte, ohne sich zu verheiraten, als Universitätsprofessor in Heidelberg bis zu seinem Tode am 20. Oktober 1822.

Für die mannigfachen Leiden, denen sein schwächlicher Körper von Kindheit an unterworfen war, fand er Trost und Stärkung im Umgang mit seinen Eltern und Brüdern, in der Lektüre und Verdeutschung seiner Lieblingsdichter, Äschylos und Shakespeare, und in einem ausgebreiteten Briefwechsel mit Freunden.*)

*) Ausführliche Nachrichten über Heinrich Voß findet man, aufgezeichnet von seiner Mutter, im dritten Bändchen der ‚Briefe von Heinrich Voß‘ (1838), ferner in den Biographieen des Vaters von W. Herbst und von F. Muncker (Allg. Deutsche Biographie XL, 347 ff.), in der Einleitung des (oben angeführten) Buches von Berlit, und in meiner Studie „Heinrich Voß d. j. und sein Verhältnis zu Goethe und Schiller“ (Goethe-Jahrbuch Bd. XVII, 1896), aus der im Folgenden Einzelnes benutzt worden ist.

1. Erste Eindrücke.
(Mai 1794 bis Januar 1804.)

Heinrich Voß sah Goethe zum ersten Mal, als er, im Alter von fünfzehn Jahren, 1794 im Mai den Vater auf einer Reise nach Halberstadt und Weimar begleitete. Schiller lernte er sechs Jahre später, Weihnachten 1800, bei Gelegenheit eines Ferienbesuches kennen, den er als Student von Halle aus in Jena und Weimar machte. Zugleich sah er damals Goethe wieder, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Eindruck beider Männer, verbunden mit der liebevollen Aufnahme im Hause des Kirchenrats Griesbach zu Jena, Heinrich bewog, im Herbst 1801 mit seinem, der Medizin sich widmenden Bruder Wilhelm von Halle nach Jena überzusiedeln.

Von der Zeit an sah Goethe die Brüder Voß bisweilen. Er nennt in Briefen aus dem Winter 1801 Heinrich „etwas überspannt", Wilhelm „etwas dunkel" und meint, es scheine ihnen an Ernst, sich auszubilden, nicht zu fehlen; sie machten mit drei anderen Jünglingen eine der wunderbarsten jungen Gesellschaften, die je zu seiner Kenntnis gekommen sei. „Wär' es nicht die Neigung und das Verhältnis zu diesen jungen Leuten, so würde schon die Neugierde, wie ein solches Phänomen sich auflösen kann, mich aufmerksam auf sie machen." — „Man sieht sie hier [in Weimar] weder in der Komödie, noch bei sonstigen Lustbarkeiten, und ich habe sie bisher nur in Jena gesprochen, ich werde von Zeit zu Zeit nach ihnen sehen und ihre Fortschritte beurteilen." [1]

Bei Heinrichs schüchternem Wesen wurde ein näherer Verkehr mit Goethe und Schiller erst möglich, als die Eltern Voß im Herbst 1802 Eutin verließen und, auf der Umschau nach einem andern Wohnsitz, vorerst um der Söhne willen nach Jena zogen.

Heinrich, der zu allerlei Handarbeiten jederzeit viel Geschick und Neigung hatte, erwies sich bei der Einrichtung des neuen Heims dadurch nützlich, daß er mehrere Zimmer eigen-

händig tapezierte und zwar so trefflich, daß der kunstfertige Meister nicht vermißt wurde. Gern und „mit Selbstgefühl" erinnerte er sich später des Augenblicks, als Goethe, ihn bei dieser Arbeit überraschend, das Geleistete lobte und sagte: er wolle ihn zum Hoftapezier in Weimar kreieren.

Goethe hat wiederholt ausgesprochen, wie wertvoll und erfreulich ihm die Nachbarschaft des alten Voß war. So heißt es in den ‚Tag- und Jahresheften' 1802: „Seine große umsichtige Gelehrsamkeit, wie seine herrlichen poetischen Darstellungen, die Freundlichkeit seiner häuslichen Existenz zog mich an, und mir war nichts angelegener, als mich von seinen rhythmischen Grundsätzen zu überzeugen". Mit warmer Freundschaft war Goethe unablässig bemüht, Voß den neuen Aufenthalt in jedem Sinne angenehm und so ihn in Jena seßhaft und heimisch zu machen. Dem Lande, der Universität wünschte er die hochgeschätzte Kraft dauernd zu erhalten, für sich selbst hoffte er bedeutenden Gewinn von einem persönlichen Verkehr.

Bald nach Beendigung seines Studiums, im Sommer 1803 erkrankte Heinrich nicht unbedenklich an der Gicht und verbrachte traurige Wochen in der Einsamkeit der Krankenstube. Zeitweilig betrachtete er sich als einen Sterbenden, auch die Seinigen sahen ihn dafür an. Erst im Laufe des Winters trat eine wesentliche Besserung des Befindens ein, und wenn nun Goethe oder Schiller die Eltern besuchte, so vermochte Heinrich, im Gefühl wiederkehrender Lebensfreude, der Gegenwart beider Männer froh zu werden.

„Jetzt ist Goethe wieder hier", schrieb er am 25. November 1803, „nun kann auch ich ihn genießen, da ich den Tag über schon wieder bei meinen Eltern bin. Auch der liebe Schiller war acht Tage bei uns, und oft in unserem Hause. Ein wie herrlicher und teilnehmender Mann ist doch dieser Einzige. Wer hat einen so warmen Sinn für häusliche Freuden und Geselligkeit? wer besitzt eine solche gerade, anspruchslose Offenheit?"

Und zwei Monate später, am 26. Januar 1804: „Welchen herrlichen Abend hatten wir neulich durch Goethe, der um sieben Uhr kam und sich selbst zum Abendessen meldete. Er war so lebendig, teilnehmend, herzlich, wie ich nie von ihm erwartet hatte. Auch offenherzig, selbst in unser aller Gegenwart, wie er vielleicht seit Jahren nicht gewesen ist. Auf meinen Vater hält er gar viel. Der sagte wie im Zorne zu ihm: ‚Es ist doch eine Schande, daß Sie einen so herrlichen Liederalmanach herausgeben und es Ihren Freunden geheim halten.‘ Da funkelten dem Goethe die Augen, er fiel meinem Vater um den Hals und konnte seine Freude nicht stark genug ausdrücken, daß er was produziert habe, was einem solchen Richter, wie er sagte, gefiele.[2] Er wurde immer wärmer und sprach nun von dem, was er ausführen wollte, wenn ihn Götter und Menschen begünstigten. Auch über Schlegel sprach er; er meinte, Ansichten über Dinge wechselten, wie die Tage. Nun sei diese an der Ordnung, dann jene, so wie im Homer an einem Tage Diomedes der Held sei, an einem andern Achilles, u. s. w. Der Unterschied, daß jene Meinung länger daure, jene kürzer, sei nicht anders, als wie Sommertage länger dauern, als Wintertage. Den Unterschied, der jetzt gang und gebe ist zwischen Romantischem und Klassischem, verwarf er mit meinem Vater, denn alles, was vortrefflich sei, sei eo ipso klassisch, zu welcher Gattung es auch gehöre. Noch eher wollte er einen Unterschied zwischen Plastischem und Romantischem gelten lassen: ein plastisches Werk stelle der Einbildungskraft des Betrachters ein Werk in einer ganz bestimmten und abgeschlossenen Form dar, ein romantisches deute vieles unbestimmt an und ließe der Einbildungskraft Spielraum zum eigenen Phantasieren. Jenes sei für die geregelte Einbildungskraft, dieses für zügellose, oft auch regellose Phantasie.[3] Zu der ersten Klasse rechnete er Homer, Sophokles, Pindar, Shakespeare pp. Zu der zweiten deutete er die Subjekte nur an, und ob ich ihn gleich verstanden zu haben glaube, will ich doch meine

eigne Vermutung nicht in den Bericht von seinem Urteil einmischen; doch nannte er Klopstock. Aber unwillig über Schlegels Vernichtungsgeist gegen solche, die ihm nicht anstehen, war er auch, wenn man Goethen anders Unwillen zuschreiben kann, den er im strengsten Sinne gegen keinen Menschen hat. Schlegels Talente weiß er wie jeder zu schätzen — aber daß er, wie Christian Schlosser[4] immer vorschnell behauptete, ein unbedingter Lober von ihm sei, das ist grundfalsch. Nicht befangen durch Schlegels Apotheose hat er sehr frei über die Grenzen seiner Verdienste gesprochen. So stimmte er sehr ein, als Fernow über die Nichtigkeit der ‚Blumensträuße' sprach, der sie eine Sudelarbeit nannte."[5]

Voß, der Vater, erhielt zu Anfang des Jahres 1804 einen Ruf nach Würzburg, der ihn lockte. Goethe aber hoffte, ihn durch eine feste Anstellung des Sohnes zum Bleiben zu bestimmen und schlug Heinrich als Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium zu Weimar vor. Zugleich wurde für später die Aussicht auf das Direktorat eröffnet, da der bisherige Leiter der Anstalt, Karl August Böttiger, um diese Zeit sein Amt niederlegte. Der Vorschlag wurde genehmigt, und alsbald lud Goethe den jungen Mann in sein Haus ein, damit er sich unter seinen Augen in Weimar bekannt mache und auf die neue Thätigkeit vorbereite.

Unmittelbar zu der Zeit des ersten längeren Aufenthaltes in Goethes Hause leitet ein Brief an Börm vom 1. Mai 1804 über, in dem Heinrich zugleich den Eindruck schildert, den die Persönlichkeit Goethes im Jahre 1800 auf ihn gemacht hatte.

„Nicht wahr, Du hast noch die Idee von Goethe, er sei steif und kalt und Minister? Man sagt es allgemein, und die Berlinische ‚Freimütigkeit' [d. h. Merkel und Kotzebue, die Herausgeber des Berliner ‚Freimütigen'] hat das Gerücht auf elende Weise weiter verbreitet. Es ist indes etwas Wahres daran. Wer von Goethe (wie es Bürger that[6]) eine weichliche Hingiebigkeit erwartet, ein zärtliches Entgegenkom-

men und ein herzliches Anschmiegen, der wird gewöhnli
betrogen. Ich kann mein eigenes Beispiel anführen, da ic
als ich Schiller soeben verlassen hatte, vor drei Jahren zu
erst zu Goethe kam und ihn ebenso erwartete. Ich war
zurückgestoßen durch sein Auge; ich fühlte mich zu klein, z
schwach, mit Einem Worte, es war der Eindruck einer ge
waltigen Masse auf das unvorbereitete Auge. Ich verlie
ihn voll Ehrfurcht, aber konnte ihn nicht lieben.

„Nachher sah ich ihn öfter auf Augenblicke, konnte abe
nie meine Schüchternheit überwinden, noch mein reines Zu
trauen erwecken. Als mich nun Goethe als Lehrer der Wei
marer Schule in Vorschlag brachte, und mein Vater deshal
herüber reiste, sagte Goethe zu ihm, nun solle er mich ein
mal auf drei Tage hinüberschicken; er kenne mich freilic
wohl, aber doch nur oberflächlich, denn ich sei immer s
schüchtern und einsilbig gegen ihn gewesen. Denke Dir mein
Freude, als mein Vater mir das wiedersagte und mir hier
durch die Gewißheit gab, von nun an alle Schüchternhei
fahren lassen zu dürfen."

(Von hier an beginnt die Reihe der zusammenhängenden Berichte.)

---

2. Erster Aufenthalt in Weimar.
(12.—20. Februar 1804.)

Ich bin zehn Tage bei Goethe gewesen. Eine himmlisch
Zeit, die mir noch wie ein schöner Traum vor der Seele steht

Ich kann Dir nicht sagen, wie schwul[7] ich anfangs wurde
als ich mich in Weimar präsentieren sollte. Die Leute hat
ten — Gott weiß wodurch! — eine zu vorteilhafte Meinun
von mir; auch Goethe. Nun hatte er sich zu meinem Exa
minator erboten. Das alles war mir so feierlich und —
ich weiß selbst nicht wie! Mir hat das Herz gepocht, als ic
vor seinem Hause still hielt [Sonntag 12. Februar], als ic
die Treppe hinaufging, als sich die Stubenthür öffnete. De
Mann war mir so furchtbar majestätisch! Aber wie gar

anders war mir zu Mute, als er mich freundlich anblickte, und ich Durchgefrorner seinen warmen Händedruck fühlte. Er fing auch gar nicht auf der Stelle ein ernsthaftes Gespräch an; er fragte mich mit herzlicher Stimme nach meiner Gesundheit, die ich zum ersten Mal einem so strengen Winter- und Windtage ausgesetzt hatte, ließ mich nahe an den Ofen rücken, wollte mir Kaffee, Wein, kurz alles Mögliche zum Frühstück auftischen. Der Ton, in dem er mit mir redete, war wie der eines Vaters, und da ward es mir nicht schwer, so viel Zutrauen zu ihm zu fassen und den Mut in seiner Gegenwart zu behaupten; was er so gerne an jungen Leuten wahrzunehmen scheint.

Wir kamen unvermerkt in das erste Gespräch über Schulunterricht hinein, das denn über eine Stunde dauerte, bis wir zu Tische gerufen wurden.

Bei Tische ward Goethe aufgeweckt und munter und erzählte viel von seinen Reisen, besonders von Venedig. Nach dem Essen entließ er mich und ging auf sein Zimmer, um fünf Uhr beschied er mich wieder zu sich.

Er ist mit mir zufrieden, ich habe es aus seinem eigenen Munde, daß er mich der Stelle würdig erkennt, daß er Zutrauen zu mir hat, daß er mich lieb gewonnen — Gott! ich weiß mein Glück zu schätzen, indem ich dies schreibe, wenn ich's Dir gleich mit Worten nicht sagen kann. Goethe ist der herzlichste, der innigste Mann unter Gottes Sonne!

Jeden der folgenden Tage wurde ich um Zehn oder Elf zu ihm gerufen und blieb dann bei ihm, je nachdem er Zeit hatte, ein oder zwei Stunden; manchmal fuhr ich auch mit ihm vor dem Mittagsessen spazieren. Des Nachmittags — Goethe ist dann selten zu sprechen, er bleibt bis zum Abendessen in seinem Zimmer und arbeitet — machte ich Besuche, oder ging ins Schauspiel; des Morgens arbeitete ich oder las, wenn mir Goethe etwas Interessantes mitteilte, oder überdachte seine geistvollen und lehrreichen Gespräche.

Gleich den ersten Abend war eine Gesellschaft Schau-

spieler und Schauspielerinnen da, die sich immer bei ihm des Sonntags zu Leseübungen versammeln. Es wurde der dritte Gesang aus meines Vaters ‚Luise‘ gelesen. Wir saßen um einen langen Tisch herum, Goethe in der Mitte, und jeder las, wenn an ihn die Reihe kam. Goethe saß voll Ruhe, die Augen geschlossen, um nicht gestört zu werden. Mein Blick war nur auf ihn gerichtet. Wie habe ich sein Mienenspiel, seine Aktion, seine besonnene Lebendigkeit während dieser Vorlesung betrachtet und bewundert, mehr aber als alles im Herzen empfunden. An ihn kam die Stelle von der Trauung. Was Schöneres habe ich nie gehört, was Schöneres kann nicht existieren! Nie habe ich einen Mann so bewegt gesehen, die Thränen standen ihm in den Augen; er konnte nicht fortlesen. „Es ist eine heilige Stelle!“ sagte er voll tiefer Rührung und gab das Buch seinem Nachbar. Gott! ich habe innerlich geweint, mein Auge ruhte nur auf seinem Gesichte, ich mußte mir Zwang anthun, um nicht auf ihn zuzustürzen, ihn zu umarmen. — Von nun an war in der Gesellschaft eine Totenstille und die andachtvollste Aufmerksamkeit. Als er zum zweiten Male las, war es die Stelle, wo das Hochzeitlied vorkam, welches „unser Voß in Eutin uns dichtete“. In dem Pathos, worin er diese Worte vortrug, hätte ich schon allein die Liebe zu meinem Vater sehen können.[8]

Mir war es lieb, daß nun die Vorlesung bald abgebrochen ward. Er stand auf und ging in den Saal, ich folgte ihm. Ich trat weinend (laß mich's nur sagen) zu ihm, und er drückte mir beide Hände: „Sie haben einen edlen Vater,“ das war alles, was er sagte. Den Abend kam mir Goethes Gestalt als Pfarrer von Grünau nicht aus der Seele.

Nun weißt Du es, daß ich fröhlich war, als wir uns bald darauf zum Abendessen und zu scherzhafteren Unterhaltungen vereinigten. Es wurde bei Tische gescherzt, gelacht, am Ende sogar die bunte Reihe hindurch geküßt, und Goethe war fast am lustigsten. Nur ein klein Geschichtchen. Ich bat

gegen das Ende der Mahlzeit den Hofmeister von Goethes August, mir einen Schlag zu geben mit den Worten: „Schick weiter“. Ich gab ihn meiner Nachbarin Silie und diese ihrem Nachbar und so gings weiter, bis zur Maaß, die neben Goethe saß. (Der zum Possen hatte ich den Spaß mit der Silie verabredet, und sieh, wie pfiffig ich bin: um nicht vor dem Riß zu stehn, bat ich meinen linken Nachbar den Anfang zu machen.) Die Maaß stutzte ein wenig, doch entschloß sie sich endlich, Goethe einen tüchtigen Klapps zu geben. Goethe dreht sich zu ihr, und küßt sie und drauf seine andere Nachbarin mit den Worten: „Schick's weiter“. Die will durchaus nicht, wahrscheinlich weil ihr der Nachbar nicht anstand. „Nun,“ sagt Goethe, „wenn's so nicht herum will, muß es retour gehn,“ läßt sich wieder küssen, küßt wieder die Maaß, und so geht's fort, bis auf die kleine Silie, die mir den letzten Kuß gab. Nun denk' Dir den armen Riemer, der neben mir saß und leer ausgehn mußte, weil bei mir die bunte Reihe aufhörte, und noch dazu belacht wurde, als Goethe den Urheber des Scherzes ausfragte und alle auf Riemern[9] wiesen.

Den folgenden Morgen [Montag 13. Februar] stand ich um sechs Uhr auf, um einige Übersetzungen aus dem Horaz ins reine zu schreiben und einige Arbeiten durchzusehen, die ich für Goethe mitgebracht hatte. Ich war um zehn Uhr fertig, und da kam auch der Bediente, der mich zu Goethen in sein Studierzimmer bringen sollte.

Ich überreichte die Arbeiten, er las gleich eine Horazübersetzung durch und schien zufrieden damit.[10] Wir kamen unvermerkt auf meine Lieblingsbeschäftigung: alte Geographie und Mythologie, und das waren auch auf die Folgetage unsere hauptsächlichen Gespräche. Ich war so glücklich, von Allem Rechenschaft geben zu können, wonach mich Goethe in dieser Wissenschaft fragte, und besonders zufrieden war er, als ich ihm die Wanderungen der Io im ‚Prometheus‘ und den Argonautenzug in der vierten Pythischen Ode Pindars er-

klärte. Dieses Gespräch hat ihn in die ‚Mythologischen Briefe‘ meines Vaters geführt, die er noch denselbigen Tag mit großer Lebhaftigkeit zu lesen anfing und den folgenden Tag endigte. Er sagte mir, nun wolle er sich ein Exemplar mit Papier durchschießen lassen, um auch in seinem Studium der alten Kunst auf diese Weise meinem Vater in seinem Studium zu begegnen. Und mich encouragierte er zu mehreren Arbeiten, die ich, wenn ich erst in seiner Nähe lebte, teils durch eigenen Fleiß, teils durch Unterstützung von ihm und meinem Vater ausführen sollte. Goethe hat überall die hellsten Blicke. Diese ‚Mythologischen Briefe‘ hatte er sich in Einem Tage mit solcher Klarheit in der Phantasie versinnlicht, daß ich beinahe über die Größe der menschlichen Fassungskraft erstaunt bin. Kein Mensch dringt so auf Klarheit der Vorstellung wie Goethe.

Am Abend dieses Tages nach Tische mußte ich Goethe meine Übersetzung von Horazens sechster Epistel des ersten Buchs vorlesen. Dies gab zu einem sehr schönen Gespräch Anlaß, dessen Eindruck nur mit dem Tode aus meiner Seele schwinden kann. Er redete über das nil admirari — oder vielmehr über den Platonischen Ausspruch, daß die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten sei. „Der ist ein Tölpel,“ sagte er, „der sich nicht verwundern kann, auf den nicht die ewigen Naturgesetze in großen und kleinen Gegenständen — gleichviel wie groß oder klein die Masse sei — einen mächtigen Eindruck machen.“*) Das Resultat seiner Rede war, daß der Weise mit dem Nichtbewundern aufhöre, und so kam er auf den „edlen Horaz“ zurück. Er sprach wohl anderthalb Stunden, mit feurigen Mienen, mit der lebendigsten Aktion, aber immer mit solcher Besonnen-

*) Nach einer anderen Briefstelle lautete Goethes Ausspruch: „Der ist ein Klotz, der sich nicht verwundern kann; dessen matte Seele nie in solche Zustände versetzt werden kann, die einzig im Stande sind, der Seele einen Schwung zu geben, in ihr eine Sehnsucht zu erregen, die nur durch Ergründung des vor uns liegenden Gegenstandes, durch erworbene, innige Vertrautheit mit demselben kann befriedigt werden.“

heit, daß er die Wahrheit seines Themas so recht eigentlich durch die That beherzigte. „Begreifen wir's," sagte er einmal, „warum wir hier so zusammensitzen? was war der nächstvorhergehende Moment, was war die Veranlassung zu diesem, und weiter rückwärts und noch weiter, bis ins Unendliche fort?" Dann redete er auch: über die Empfänglichkeit des Gefühls, wie ein lebendiger Geist in der ganzen Gotteswelt nichts als Wunder erblickt und heilige Gottesoffenbarung. — Ich kann Dir das so nicht wiedererzählen; nimm mit bloßen Andeutungen vorlieb. Als er ausgesprochen, nahm er sein Licht, sagte ein trockenes ‚Gute Nacht' und ging davon und ließ mich und Riemer wie Stumme gegen einander sitzen. Ob Goethe uns in Verwunderung hat setzen wollen, das weiß und glaube ich nicht, aber daß er's that, weiß ich; denn wohl keiner hat einen Mittler Gottes und der Menschen mit solcher Ehrfurcht betrachtet, als wir diesen Mann in diesem Augenblicke. Ich saß noch nach zwölf Uhr auf und überdachte das gehörte Gotteswort. — Und die erstaunenswürdige Menschlichkeit dieses Mannes! Der Schöpfer des ‚Faust' und der Mann, der über den Pfarrer von Grünau Thränen vergießt — beide sind in Einer Person vereinigt. Die Miene, die eben über alles Irdische erhoben schien, sagt gleich darauf freundlich: „Und ich bin doch, wie ihr seid, ich bin Mensch!"

War ich bei Goethe auf seinem Zimmer oder fuhr ich mit ihm spazieren, dann war er beständig ernsthaft im Gespräche — aber bei Tische bald heiter ernsthaft, bald grenzenlos lustig. Es ist eine Wonne, ihn von seinen Reisen erzählen zu hören. Da ist unsereins ganz Ohr und Auge. Einmal vor Verona wird Goethe, als er eine alte Ruine zeichnete, von Häschern angegriffen. „Da ward mir schwul," sagte er, „aber ich erwog gleich das Beste. Ich raffte mich zusammen, nahm alle Würde an und begann eine Rede. Ich entwickelte ihnen die Schönheit der Ruine, den Wert

durch das Alter; ich griff ihren Stumpfsinn an und schalt sie für Klötze und Stöcke, lenkte aber bald ein, sie entschuldigend: Ihr könnt solche Schönheiten nicht fühlen, da Ihr sie täglich vor Augen seht, und das Alltägliche keiner Aufmerksamkeit würdigt" u. s. w. Die Häscher werden ganz erstaunt über die Unbefangenheit des Spions und sehen nun alle auf die Ruine, um auch die Schönheiten zu entdecken; und da sie doch nichts sehen können, werden sie ganz verdutzt. Endlich zieht Goethe seinen Geldbeutel aus und läßt Münzen klingen. Nun verändert sich ihre Sprache. Der eine sagt zu den übrigen: „Hab ich's Euch nicht gleich anfangs gesagt, daß der Mann ein Ehrenmann sei? Da seht Ihr's!" Als Goethe einige Tage darauf nach Verona kommt und die Gefängnisse von außen betrachtet, „da," sagte er, „dankte ich doch dem lieben Gott, daß er mich von diesem Unglück befreit hatte."[11]

Ein andermal bei Tische hielten wir Philistergespräche über Rindfleisch, Kartoffeln, Marzipan und Sellerie, woran auch die Vulpius teilnahm. Goethe sprach im Zorn über die Weimarischen Schlächter, dann kam er auf die Schneider, die es in Fahrlässigkeit den Schlächtern gleich thäten, und endlich auf die Buchbinder. „Ich will die Lumpenhunde einmal alle zu Hauf treiben," sagte er, „und ihnen eine Strafrede halten, ich will ihren Ehrgeiz erwecken" u. s. w.

Lustig ist's, Goethe über die Staël reden zu hören. Er erkennt die ‚Delphine' als ein geistreiches Werk, tadelt vieles daran, was auf Rechnung der Französin fällt, aber lobt doch mehr. Einen Mittag sprach er darüber und sagte, einige Darstellungen, die er nun auf seine Weise, mit der größten, lebendigsten Klarheit wieder darstellte, hätten ihn beinahe außer sich gesetzt; und wäre das Ganze diesen gleich, „so müßte die ganze Welt davor auf Knieen liegen". Mitunter moquiert er sich über die Staël. „Ich pflege sie in die Enge zu treiben, wenn sie räsonniert," sagte er, „erst vermaure ich sie auf dieser Seite, dann auf jener (und dies alles zeigte

er mit dem Finger auf der Serviette). Bin ich dann so ganz im Kreise um sie herumgekommen, dann kann sie nicht vorwärts und nicht rückwärts; dann will sie aber durchaus entfliehen, sie muß sich einen effort geben, schwingt sich in die Höhe und macht es jetzt, wie der Flußgott Achelous, sie entflieht in einer fremden Gestalt." Madame Staël hat meines Vaters ‚Luise' gelesen und sich sehr daran ergötzt. Nur die Tabakspfeife hat sie nicht verdauen können. Goethe*) erinnert sie an die Schweine im Homer. „Ja," sagt sie, „die gehörten auch nicht in ein honettes Gedicht." Darauf erinnert Goethe sie an den Bandwurm in Delilles L'homme des champs, der sich durch zwei Alexandriner hindurchschlängelt — da wird sie verdutzt und — entflieht in einer fremden Gestalt.[12]

Einmal bei Tische wird die Vulpius abgerufen. Sie kommt bald lachend zurück und ruft mich ab. In der Thüre begegnet mir die Mamsell Silie. Auf der Treppe stehen Bode, Hain und der Schauspieler Oels.[13] Ich kann das so wenig begreifen als die Kuh das rote Thor. „Was ist denn?" frug ich. „Es gilt eine Reise nach Erfurt; bist du dabei?" — „Ja," sag' ich, „nur geschwind den Wagen bestellt. Wer ist sonst dabei?" — „Die Silie und die Vulpius." — „Desto besser," sag' ich und gehe wieder ins Zimmer zurück. Aber da war es noch nicht abgethan, denn Goethe mußte erst die Erlaubnis geben. Die Vulpius stand in froher Erwartung vor Freude zitternd; die Silie saß schmeichelnd bei Goethe. Goethe ganz ernsthaft: „Lieben Kinder," sagte er, „bringt mich nur erst ins Klare!" Aber das konnte keiner. Dann: „Liebe Kinder, der Weg ist schlecht, was habt Ihr für einen Zweck?" — „Wir haben große Zwecke," sagte die Silie. „Und welche denn?" — „Wir wollen ins Schauspiel." — „Nun, nun! Hm, hm! recht artig! Aber wir haben jetzt alle ein Glas Wein getrunken, und das Sprichwort sagt, daß feurige Ent-

---

*) Nach einem andern Briefe: Der Herzog.

schlüsse mit nüchternem Mute müssen erwogen werden." — „Ja," sagte die Silie, „wenn wir darnach warten wollten, so verfliegt die Zeit, es ist so schon zwei Uhr." Und nun schmeichelte sie von neuem. Und Goethe ließ sich auch nicht lange bitten, er sagte ja und gab der Silie einen Kuß zur Bestätigung seines Wohlgefallens. Die Vulpius juchheite und versicherte, was ihr jeder glaubte, daß sie für heute keine größere Freude zu erdenken wüßte. Sie wurde von Goethe meiner Obhut anvertraut. „Nun," sagte Goethe, „müssen wir noch eine Flasche Rheinwein haben." Unterdessen ging ich auf mein Zimmer, einen Brief zu versiegeln. Als ich zurückkam, war der Wein da, und Goethe meinte, ich könnte heute wohl ein übriges thun, weil es kalt sei. Ich ließ mir's gefallen, die Damen entfernten sich, und ich blieb bei Goethe am Tische sitzen, bis der Wagen kam. Wir sprachen von den Hyperboreern, Greifen und Arimaspen.[14] Es ging oft prestissimo, ich weiß nicht wie und warum. Böse Leute sagen vom Weine. Um drei Uhr kam der Wagen, und Goethe wünschte eine glückliche Reise, lachte aber erst tüchtig über den Schimmel, auf dem Bode als Vorreiter paradierte.

Von Schiller bin ich überaus herzlich aufgenommen. Wie liebe ich diesen Mann, und wie unschätzbar wird mir in Zukunft sein Umgang sein, den er mir mit solcher Wärme angeboten hat.

Denke Dir einen Mann, von wirklich majestätischem Wuchs, einem schönen, freien, aber etwas eingefallenen und bleichen Antlitz, der, so lange man ihn ruhig sieht, finster und ernst scheint, dessen Gesicht aber, durch eine freundliche Rede in Thätigkeit gesetzt, durchaus herzlich und liebevoll ist. O! der Mann ist freundlich und gut, wie wenige. Seit er gesund ist, sieht er im Leben nichts als Heiterkeit. Er ist glücklich verheiratet und hängt an seinen Kindern mit der zärtlichsten Vaterliebe. Er spricht gern über ernsthafte Gegen-

stände; aber auch Kleinigkeiten, wenn nur im geringsten Seele in ihnen ist, hört er mit Teilnahme an. Wenige Menschen haben mich so enthusiastisch eingenommen wie Schiller. Er weiß es und ist mir deshalb gut geworden. „Es sei so selten," hat er sich geäußert, „daß junge Leute in reiner Absicht zu ihm kämen und mehr wollten als einen berühmten Mann anstaunen." Sein Gespräch ist ungemein belehrend und giebt oft in wenigen Worten vielen Stoff zum Nachdenken. Diesen Mann als Schriftsteller zu sehen und seine Miene und Gestalt mit allen seinen Werken in Verbindung zu denken, ist groß und schön; aber größer und schöner ist, diesen Mann im Kreise seiner Familie zu sehen. Wie angenehm die Gattin! Wie allerliebst die Kinder! — Ich darf nun zu ihm kommen, so oft ich will. Ich bin vorläufig zum Lehrer des Spanischen bei der Schillern ernannt.

August Bode, Hain und ich hatten Schiller auf die Maskerade eingeladen — und denke Dir den freundlichen Mann! er folgte. Wir saßen in der Ecke dicht an dem Zimmer, wo die Pharobank ist, und pokulierten. Wir tranken laut seine Gesundheit und klingten an auf sein Wohlsein. Schiller ward so aufgeweckt, daß er sein Stück: „So leben wir" intonierte, worüber sich einige Studenten, die zugegen waren, höchlichst verwunderten. Nachher gesellten sich noch ein Stück vier oder fünf zu uns, und wir hatten in Allem elf Flaschen Champagner getrunken. Dulce est desipere in loco. — [15]

Schillers ‚Tell' ist fertig. Den letzten Morgen [Montag 20. Februar], kurz vor meiner Abreise, zeigte mir Goethe das Manuskript. [16] Ach, wie leid that es mir jetzt, nicht noch einen Tag bleiben zu können. Es war meines Vaters Geburtstag. Aber wie wohlthätig waren mir Goethens Worte: Nur bei diesem Umstande willigte er in meine Abreise, sonst sollte ich noch vier Tage bleiben, dann hätte er mich selbst zurückgebracht.

[Vier Wochen später, am 21. März, erhielt Voß abermals eine freundliche Einladung in Goethes Haus. Das wichtigste Ereignis dieser Zwischenzeit war die Aufführung des ‚Wilhelm Tell', die mit größtem Erfolge am 17. März in Weimar stattfand. Ob Voß der Vorstellung beiwohnte, ist ungewiß, doch wahrscheinlich, denn seine Mutter erzählt in ihrem Aufsatz ‚Über Vossens Verhältnis zu Schiller und Goethe': „Als ‚Wilhelm Tell' in Weimar aufgeführt ward, war er selbst [Voß, der Vater] leidend, aber sehr dringend, wenigstens der Gattin und den Söhnen die Freude dieses Genusses zu verschaffen. Dieser Abend wird mir stets unvergeßlich sein. Ich saß in Schillers Loge neben ihm, und ich sah in seinem unbeschreiblich heitern Gesicht, wie jedes Gelungene in der Aufführung, und jeder Beifall, der dem Dichter galt, auf ihn wirkte; besonders die Scene mit dem Apfel, welche von Vater und Kind so gegeben ward, daß jeder Zuschauer von der Angst ergriffen ward, als ob er Wirklichkeit vor sich sähe."

Heinrich hatte die, auf Goethes Wunsch ihm überlassene, Besprechung von seines Vaters ‚Mythologischen Briefen' für die Jenaische allgemeine Litteraturzeitung ausgearbeitet, die seit Januar 1804 unter Eichstädts Leitung in Jena erschien, und an deren Begründung und Emporblühen Goethe auf das Lebhafteste beteiligt war. Heinrichs Recension gefiel Goethe sehr, bis auf „einige wenige Bitterkeiten", die er Eichstädt „wegzulöschen" bat. An Voß selbst schrieb Goethe: „Die Recension hat mir viel Freude gemacht, sie trifft mit meiner Überzeugung und mit meinen Wünschen zusammen," rechtete aber mit dem Verfasser über ein paar Ausdrücke, die er „unfreundlich" und „verächtlich" nennt.[17] Den Freunden teilte Heinrich mit: „Solltet Ihr in dieser Recension manchen Ausdruck finden, den mit Bescheidenheit ein Sohn über seinen Vater nicht sagen darf, so denkt daran, daß ich ihn entweder in Goethes oder Eichstädts Namen gemacht, oder daß ihn Goethe hineingesetzt (es sind gewöhnlich nur epitheta), und daß ich für die Schlußworte einen leeren Raum gelassen habe, und noch jetzt nicht einmal weiß, was Eichstädt hier hinzuzusetzen gesonnen ist."

Goethes Brief hatte geschlossen: „. . . so könnten Sie Donnerstag den 29. [März] mit meinem Wagen hierher zurückfahren und die Feiertage bei uns bleiben. Mein August freut sich schon, Ihr Stubengenosse zu werden."]

3. Zweiter Aufenthalt in Weimar.
(29. März bis 8. April 1804.)

Ich bin abermals in Weimar gewesen bei dem Herrlichen, und diesmal als Stubengenoß und Vicehofmeister seines August. Ich wurde seinem freundlichen Schreiben gemäß auf das herzlichste aufgenommen [Gründonnerstag 29. März]. „Da ist ja unser Freund wieder," sagte er, drückte mir treulich die Hand und küßte mich. Ich sah ihm steif ins Auge und es schien mir freundlicher und milder als jemals. Ja wohl ist es wahr: „es ist eine Wonne, einen großen Mann zu sehen,"[18] aber es ist noch eine größere Wonne, ihn von Herzen und in der innersten Seele zu lieben. Euch darf ich's ja unverhohlen sagen, daß auch ich ein wenig Liebe von ihm habe und mich dessen unaussprechlich freue. Da denke ich manchmal: wenn Der für dich ist, wer mag wider dich sein. Ich verstehe jetzt das freundliche Salve, das vor seiner Stubenthür steht — wahrhaftig auch zu seinem Herzen haben wir Söhne des Staubes Zutritt. — Meine Freunde verstehn mich, sonst schämte ich mich, daß ich Dinge schreibe, die so nahe an Überspannung grenzen. Aber Gott sei mein Zeuge, daß ich in diesem Augenblicke von jeder Überspannung entfernt bin!

Du teurer Goethe, wer kann lebhaft an deine schöne, edle und freundliche Miene denken, ohne auf das Innigste bewegt zu sein! Wenn Du wüßtest, welche Ehrfurcht und Liebe dieser Mann in Weimar durch sein bloßes Dasein verbreitet; wenn Du die vielen leisen Stimmen behorcht hättest, die über ihn einstimmig sich vernehmen lassen, ja, dann würde kein böses Gerücht über ihn mehr bei Dir Eingang finden können, wie Du schreibst, daß man dergleichen so oft hörte und dadurch irre würde. Ich bin weit entfernt, Goethe für ein durchaus fleckenloses Wesen zu halten; aber Fehler, die seine kleinste Tugend verdunkeln könnten, in ihm aufzufinden, das halte ich für ein vergebliches und, ich möchte sagen, ein verwegenes Unternehmen.

„Ein gütiger, gnädiger Herr,“ das sind Benennungen Solcher, die von seinem künstlerischen Wert keine Ahnung haben. In Jena hörte ich oft über sein Mißverhältnis mit Herder klagen. Ich glaube selbst, daß beide nicht zum besten standen; aber wer hat Goethe treuer gepflegt, als er vor drei Jahren sterbend lag, als Herder? Wer hat an Herders Hinscheiden innigeren Anteil genommen als Goethe? Goethe erfuhr, daß ein Sohn von Herder achtzig Thaler Schulden habe (dies weiß ich vom Professor Stark). Aus Besorgnis, die Schuldner möchten Herder noch seine letzte Lebensstunde trüben, hat Goethe die ganze Schuld aus seiner Tasche bezahlt.[19]

Ich bin diesmal Hofmeister bei August gewesen, was mir gar große Freude machte, besonders dadurch, daß ich Goethe zeigen konnte, wie gerne ich für seine Güte und Liebe erkenntlich sein möchte. Wenn Du doch einmal Zeuge wärest, mit welcher Liebe er diesen seinen einzigen Sohn liebt. Fünf Kinder sind ihm gestorben, und noch jetzt denkt er oft mit Rührung der Entschlafenen. Hast Du wohl in seinem neuen Liede ‚Die glücklichen Gatten‘ den einen Vers gelesen, wo er diese Empfindung ausspricht?[20] August war sehr krank, und acht Tage hindurch ist Goethe nicht von seinem Bette gewichen. Als er genesen war, stellte er ein Freudenfest an. Da hätte ich Goethe sehen mögen.

Außer meinen Pflichtbesuchen bei meinen Kollegen und Übergeordneten bin ich wenig aus gekommen, denn ich hielt es für unverzeihlich, wenn ich auch nur einen Augenblick, wo ich bei Goethe sein konnte, unbenutzt vorbei gehen ließe. Schon um sechs Uhr, zweimal sogar noch früher, war ich bei ihm. Nur des Nachmittags, entweder nach dem Essen, wenn wir lange bei Tische gesessen hatten, oder nach einem Spaziergange, den ich bei gutem Wetter mit Goethe nach dem Essen in den Park machte, war ich ganz frei, weil Goethe immer von vier bis sieben Uhr in seinem Zimmer arbeitet. Dann war ich entweder bei Schiller oder Bode oder ging

ins Schauspiel. Aber um sieben Uhr war ich schon wieder auf meinem Zimmer*) und las mit August Griechisch. Dann kam Goethe manchmal zu uns, oder ließ mich auf sein Zimmer holen, ihm Gesellschaft zu leisten. Weil er nie ernstlich des Abends arbeitet und seine Augen das Lesen bei Licht nicht vertragen, so hat er gerne jemand bei sich, mit dem er sprechen kann.

Nie ist der Mann liebenswürdiger als in solchen Abendstunden. Dann sitzt er, im tiefsten Negligé, in einem wollenen Jäckchen, ohne Halstuch, mit bloßer Brust, die Strümpfe über die Hosen gezogen, auf seinem Sofa und unterhält sich oder läßt sich vorlesen. Und diese Bequemlichkeit, die Abendstille und die Ruhe nach schwerem Tagesgeschäft machen ihn so überaus heiter und gesprächig. Seine Gespräche dabei sind das Lehrreichste und Schönste. Wenn er dann recht lebendig ist, so kann er auf dem Sofa nicht aushalten; dann springt er auf und geht hastig im Zimmer auf und nieder, und jede Gestikulation, ihm selbst unbewußt, wird zur lebendigsten Sprache. Ja, dieser Mann spricht nicht bloß mit dem Organ der Zunge, sondern zugleich mit hundert andern, die bei gewöhnlichen Menschen stumm sind; und aus seinen Augen strahlt das seelenvollste Feuer. Dann hat sein manchmal furchterregender Blick auch alles Schreckhafte verloren. Besonders gern erzählt er dann von seinem Leben, nie aber etwas anderes als heitere Dinge. So hat er, obgleich ich ihn mehrmals drauf lenkte, nie umständlich von seiner Krankheit vor drei Jahren gesprochen, und was er davon erzählte, waren auch nur die heitern Seiten der Krankheit.[21]

Einmal sprach er von Gott und Unsterblichkeit, und war dabei in einer Bewegung, die ich Dir nicht beschreiben kann. Aber wohl steht mir noch vor Augen, wie er mit dem Leibe rückwärts sich lehnte, und sein unbeweglicher, nur auf den

*) In Erinnerung dieses Aufenthaltes schrieb Heinrich später: „Wohnte acht Tage bei Goethe so ungeniert, daß ich sogar auf meinem Zimmer abends Tabak rauchte".

Gegenstand, der seine Seele füllte, fixierter Blick, von dem Irdischen weggewandt, das Höhere und Unnennbare suchte. Dann ist er mehr als ein Mensch, ein wahrhaft überirdisches Wesen, dem man sich mit tiefer Ehrfurcht nur nahen kann. Und dagegen kann er bei Tische oft so launig, so komisch, ich möchte sagen, so sinnlich fröhlich sein — recht die beiden äußersten Extreme in der schönsten Vereinigung. In seinen heitern Augenblicken ist ihm Alles willkommen, jeder Schwank, jedes Lachen, selbst ein von der Nachbarin geraubter Kuß, den er eigentlich selbst in seiner Schauspielergesellschaft eingeführt zu haben scheint, ist ihm gar nicht zuwider; das ungezwungenste Benehmen ist ihm das liebste. Und doch ist er dann bei aller Laune und gutherzigen Fröhlichkeit so, daß man nie vergessen kann, daß man in Goethes Nähe ist, nie sich geneigt fühlt, auch nur die weiteste Grenze der Ehrfurcht zu überschreiten. Mir ist, auch wenn ich am freisten und offensten gegen ihn bin, immer zu Mute, wie im Shakespeare irgendwo steht: „Wenn die Sonne scheint, so mögen die Mücken in ihren Strahlen spielen; aber wenn sie sich verbirgt, muß alles zu Loche kriechen.“[22] — Mit Schiller geht es mir anders; da kann sich das Gefühl der frommen Ehrfurcht (mißverstehe mich ja nicht) mitunter aufgeben. Ich kann manchmal Schiller vergessen, und den fröhlichen Menschen allein sehen. Er kommt mir eher vor wie unser einer. Goethe ist mir wie ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man sich schon etwas herauswagen darf.

Schillers Kinder waren krank.[23] Doch war ich einmal bei ihm zum Abendessen, wo ich ihn anfangs sehr bekümmert über seine Kinder fand, nachher aber recht aufgeheitert verließ. Ein paar Mal ging ich mit ihm spazieren, wo er ganz allerliebst war. Er spricht am liebsten über Gegenstände des gewöhnlichen Gesprächs (ganz das Gegenteil von Goethe), wenigstens dann, wenn er, von seinen Geschäften ausruhend, Kräfte zu neuer Anstrengung sammelt. Der Mann ist durchaus hingebender Natur, sanft und freundlich. Ich habe

Schiller einmal sehr einsilbig und kalt gesehen, als ihm im Café ein jeder Komplimente über seine ‚Maria Stuart‘ machte. Wer aber in ihm aus wahrer Neigung des Herzens den Menschen sucht, der ist ihm lieb und kann auf jede Auszeichnung rechnen.

Ich hab' Dir schon die Schauspielergesellschaft erwähnt, die Goethe dann und wann bei sich versammelt und im Deklamieren übt. Er liest mit ihnen die ausgesuchtesten Sachen, weil er zugleich die Absicht hat, auf ihre Sittlichkeit zu wirken.[24] Er sagte einmal: „Wenn das wahrhaft Schöne und Gute Eingang gefunden hat, so ist das Schlechte auf ewig verbannt.“

Sobald ich in Weimar etwas eingerichtet bin, will Goethe eine ähnliche Gesellschaft junger Leute um sich versammeln, von solchen, die Lust haben vorwärts zu schreiten. Da sollen Schriften aus mehreren Fächern und Sprachen gemeinschaftlich gelesen und besprochen werden. Ich weiß schon aus Erfahrung, wie mit Liebe er so was unternimmt und betreibt. Welche Übung wird es für uns sein, Winke und umhergestreute Ideen aus Goethes Geiste auffassen zu lernen und in Aufsätze oder Recensionen sie zu fixieren! Weiß man doch das erst am deutlichsten und klarsten, was man selbst andern mitzuteilen genötigt wird. Ich sagte Goethe einmal auf einem Spaziergange, er möchte mir erlauben, daß ich manchmal Gespräche von ihm, die doch billig dem Publikum wie dem Einzelnen zugehören sollten, in Aufsätze oder Recensionen verarbeiten dürfte. Dies hat ihm die erste Veranlassung zu jener Idee gegeben. Das schließe ich daraus, weil er, als er mit Lebhaftigkeit von dieser Gesellschaft sprach, damit schloß, daß auch die Allgemeine Litteraturzeitung durch diese Konversation gewinnen müßte. Goethe selbst taugt zum Recensenten nicht, wenigstens sobald er die Feder ansetzt. Er nimmt zu sehr auf die Umstände, unter denen ein Werk entstanden ist, schonende Rücksicht, als daß er sich,

was ein Recensent muß, an das Werk allein halten sollte. Im Gespräch indes ist er ganz anders, und da möchten oft nachgeschriebene Urteile schon als die vollendetste Recension dastehen.*)

Goethe hat seit einiger Zeit die Gedichte meines Vaters zu recensieren angefangen. Da er aber herausgekommen war, verlangte er meinen Beistand, seine Arbeit wieder anzuknüpfen und zu vollenden. Ein Band Gedichte mußte noch gelesen, mancher Umstand zur Vervollständigung des Gemäldes mir abgefragt werden. — Die Hauptursache, warum ich diesmal in Weimar war. Gleich nach meiner Ankunft [29. März] gab er mir das Manuskript, und am Abend las ich's mit Aufmerksamkeit durch. Der erste Teil war vollendet: ein recht originelles und schönes Ding, aber keine Recension, sondern vielmehr ein Gedicht über die Gedichte. Ich war erstaunt darüber, an mancher Stelle recht innig gerührt. Welch ein schöner Gedanke, des Dichters poetisches Leben aus seinen Gedichten zu entwickeln, und welch ein tiefes Studium der Gedichte in dieser Entwickelung! Ein wahres lebendiges Votivgemälde. Fast jedes Wort könnte als Citat ein Lied bekommen. Ungemein schön ist der Übergang von den Herbstliedern zu den religiösen. Ich habe diese Recension recht von Grund aus entstehen sehn. Jeden Abend, gewöhnlich von acht bis zehn Uhr, war ich bei Goethe auf seinem Studierzimmer; er lag in seinem weißen, über der linken Schulter ein klein wenig zerrissenen Nachtjäckchen, und der Minister hing mit dem Staatsrocke im Kleiderschranke. Dann las ich Goethe die Gedichte vor, und dazwischen wurde ein wenig gegessen und getrunken. Als ich das Herbstlied an-

*) Hier fügt sich am schicklichsten eine Bemerkung ein, die Voß in viel späterer Zeit (3. Februar 1820) macht, bei Gelegenheit einer ausdrucksvollen, kritisierenden Gebärde seines Vaters: „Schade, daß man dergleichen nicht gut drucken kann, so wenig als Goethes Mienenrecensionen, von denen mir noch viele vorschweben. Schiller hatte auch einige Recensierblicke und ein ganz eigenes Achselzucken von kritischer Bedeutung.“

fangen wollte: „Die Bäume stehn der Frucht entladen,“ nahm er mir das Buch aus der Hand und sagte: „Das will ich selber lesen.“ Er las es, und gleich darauf: ‚Trost am Grabe‘. Die Worte in der Recension, mit denen er diese Lieder bezeichnet, mögen Dir die gerührte Stimmung aussprechen, womit er sie las. Eines Morgens um zehn Uhr, als ich gerade seinen August im Griechischen unterrichtete, kam Goethe zu uns herauf; er hatte eben die Stelle niedergeschrieben, wo wir den Dichter im Kampfe gegen ausschließende Meinungen, Macht- und Bannsprüche erblicken, und das Blatt war noch feucht. Mitten im Zimmer blieb er stehn (August mußte hinausgehn), den rechten Fuß ein wenig vorausgestemmt, und fing an in seinem melodisch kräftigen Baß zu lesen, erst piano, dann steigend immer feuriger und gediegener bis zum fortissimo, und mit dem Worte „Teufel“ senkte er das Blatt und kuckte mich mit starrem, aber freundlichem Auge an, als wollte er sagen: „Hab' ich's recht gemacht?“ Was hab' ich ihm da die Hand gedrückt! indem ich nicht wußte, ob ich mich in dem Augenblicke mehr über meinen Vater freuen sollte, weil er so wäre, oder über Goethe, weil er ihn so aufgefaßt hätte. Willst Du Goethe charakterisiert haben, so kann ich Dir nichts Besseres raten, als die Recension zu lesen, da ist der ganze Goethe, wie er leibt und lebt. Einige Stellen habe ich ausgearbeitet, nämlich die über die höheren Stände und den letzten Teil über Sprache, Rhythmik und Mythologie. Ich machte es denn, so gut ich konnte, Goethe übersah das Ganze und korrigierte, wo es Not that.[25]

Ich muß Dir noch ein Stückchen erzählen, das mir den Goethe so unendlich lieb gemacht hat. Man hatte mich in Jena während meiner Abwesenheit zum doctor philosophiae gemacht, und Goethe erhielt mein Diplom, es mir zu überreichen. Er schickt seinen Sohn nach dem Gewächshause, Lorbeer und Pomeranzenzweiglein zu holen. Nach der Mahlzeit, wie wir noch bei Tische saßen, sagt Goethe zur Vulpius:

„sie möchte noch einen kleinen Nachtisch besorgen, weil der Voß ihm noch so hungrig aussähe, und man nach dem Gastrechte doch seinen Gästen satt zu essen geben müsse". Ich entschuldigte mich natürlich in demselben lustigen Tone und versicherte, ich sei voll satt; aber es half nichts. August mußte eine große Schüssel holen, die er mir auf den Kopf setzte. Mir wurde ein komisch-feierliches Versprechen abgezwungen, daß ich vom Gerichte wenigstens noch einen Bissen essen sollte. Und nun stand vor mir ein Schaugericht, mit Lorbeeren gekrönt. Denke Dir mein Erstaunen. Ich sah Goethe an und wußte nichts zu sagen. Äußerst rührend war mir die Herzlichkeit, mit der ich von den drei Anwesenden beglückwünscht wurde. Goethe schloß mich in seine Arme und nannte mich zum ersten Mal seinen „lieben Sohn", ein Schmeichelwort, das er nachher öfter wiederholt hat. Nun wurde ich Herr Doktor genannt. Ich bat dagegen. „Nein," sagte Goethe zur Vulpius, „er bleibe Herr Doktor heute durch und morgen bis zum Abend, aus Strafe, daß er Doktor geworden ist. Dann haben wir eine kleine Gesellschaft, wo auch der neue Doktor Bode sein wird, dann trinken wir der Herren Doktoren Gesundheit und nehmen ihm," auf mich zeigend, „den Doktortitel wieder ab, damit er wieder unser ‚guter Voß' werde. Und nun (zur Vulpius) wäre es nicht übel, wenn wir in einem Glase Champagner des neuen Doktors Gesundheit tränken." Denke Dir, wir hatten schon anderthalb Flaschen getrunken, aber die Flasche Champagner wurde dennoch, bis zum Schwindlichwerden, auf den letzten Tropfen geleert. Wahrhaftig, wäre Goethe nicht dabei gewesen, ich hätte vor lauter Freude mich gewiß ungereimt aufgeführt. Nach dieser Champagneroperation führte er mich auf die Bibliothek. Könnte ich Dir doch Goethes komische Miene schildern, als er mich dem Doktor Vulpius [26] und ihn mir vorstellte mit den Worten: „Doktor Voß! Doktor Vulpius!" — Ich mußte auf eine Leiter steigen, um einen Persius herunter zu holen. Was mir das Mühe machte, die-

weil der Kopf schwerer war als gewöhnlich. Nachher im Park verlor sich der Taumel; wir gingen noch ein paar Stunden spazieren, und Goethe hielt mir eine Vorlesung über die Naturgeschichte.

Sonnabend [7. April] hatten wir den ‚Macbeth'; er ward meisterhaft gegeben, obgleich in seiner ganzen blutigen Gräßlichkeit. Die Hexen waren junge Mädchen, schön von Wuchs, und recht artig gekleidet, die eine sogar zierlich. Es war ein kühner Gedanke von Goethe, das Schreckliche dieser Wesen mehr in die Wirkung, als in die Gestalt zu setzen; und sie thaten so auch bei weitem größere Wirkung;[27] so wie der Teufel in schöner Gestalt gräßlicher ist (für mich wenigstens) als in der teuflischen. Ungemein rührend und voll Wirkung war die Scene, wo dem Macduff die Ermordung seines Weibes und seines Kindes verkündet wird. Goethe trocknete sich die Augen. Die Totenstille unter den Zuschauern war mir manchmal ebenso schrecklich, als das Stück selbst. Dann war es, als stünde das ganze Geisterreich geöffnet. Goethe war den Abend außerordentlich fröhlich (wir saßen noch um halb Zwölf auf), daß die Vorstellung so geglückt sei; auch Schiller, mit dem ich nach der Vorstellung noch einen Augenblick nach Hause ging.

Die ‚Hussiten' habe ich dreimal gesehen. Ich kann es begreifen, daß sie Sensation und Thränen hervorbringen. Kotzebue zwingt einen zum Weinen, wie der Harlekin zum Lachen, dadurch, daß er uns unvorbereitet die Rührung einjagt. Kurz und gut, ich habe auch geweint — der Teufel kann's lassen. Das Stück hat einen gewissen menschlichen Ton, der, so gemein er auch ist, doch seine Wirkung nicht verfehlt, wenn er so dargestellt wird, wie hier geschah. Ich wettete das zweite Mal mit der jüngeren Vulpius um einen Sechser, daß sie durchaus weinen müßte. Die ältere Schwester leistete mir Beistand, damit ich nicht betrogen würde. Wir sahen ihr

bei jeder rührenden Stelle ins Gesicht, aber kein Thränchen. Ich mußte die Wette bezahlen, gab ein halb Kopfstück und ließ mir achtundzwanzig Pfennige herausgeben. Ich würde das Mädchen für gefühllos halten, wenn sie mir nicht gestanden hätte, sie hätte alle Kraft aufbieten müssen, nicht zu weinen. Goethe saß derweile ruhig in seinem Zimmer. Seinen Geist (so heißt der Bediente) schickte er ins Theater, und der arme Schelm mußte bei jedem Akt zu Hause laufen und das Geschehene erzählen. Auch Goethe hat gegen seinen Sohn ein Kopfstück verloren über die Stelle: „Dicke Pfaffen knistern in den Flammen," von der er behauptete, sie könnte nicht darin stehn. — Goethe sagte, wenn die ‚Hussiten' die Auslage abverdient hätten, dann sollte der ‚Herodes vor Bethlehem' gegeben werden.[28] — Schiller sprach ich nach der Vorstellung; er klagte jämmerlich, daß Kotzebue so viel aus seiner ‚Jungfrau' gestohlen, und meinte, so etwas erlaubte sich kein Rechtlicher und Ehrliebender.

Über die Einrichtung meiner Stunden habe ich Ursache sehr zufrieden zu sein. Ich habe nur drei oder vier Stunden täglich, und dabei gar keinen Unterricht, der mich im geringsten in meinen Arbeiten zerstreuen könnte. Ich bin zum Lehrer der griechischen Sprache und Litteratur in den drei obersten Klassen ernannt — auf diese Weise lehre ich alte Geschichte, Antiquitäten, Geographie, neben den Schriftstellern, die ich erkläre oder kursorisch lesen lasse. Daneben habe ich einige Stunden in der lateinischen Sprache zu geben. Mit neueren Sprachen, mit dem theologischen Unterricht, Mathematik und Physik werde ich mich gar nicht befassen. Denn Goethe und Voigt sind darüber eins, daß jeder das lehre, dessen er Meister ist. Die Ästhetik wird mir freilich zu Teil werden, aber ich werde sie ganz praktisch treiben und das Theoretische, so viel ich für nötig erachte, beiläufig.[29] Goethe hat mir seinen Beistand versprochen. Wir werden gemeinsam, wie er schon angekündigt hat, die griechischen

Silbenmaße durchgehn. So hoffe ich auch mich selbst bestimmt zu einem poetischen Übersetzer auszubilden, was ich nun einmal werden will, und nach Goethes Wunsch auch werden soll.

Goethes Zutrauen und seine Liebe zu verlieren, wäre das Schrecklichste, was mir in Weimar begegnen könnte; aber so lange ich bleibe, was ich bin, und fortfahre zu werden, was ich werden kann, so lange werde ich sein „lieber Sohn" bleiben, wie er mich mehrere Male genannt hat.

---

4. Von der Übersiedelung nach Weimar bis zu Schillers Tode.

(Mai 1804 bis Mai 1805.)

[Voß, der Vater, fühlte sich zur Annahme des dringender wiederholten Antrages nach Würzburg um so geneigter, als man nunmehr auch für Heinrich günstige Aussichten eröffnete. Goethe, aufs Neue um Vossens Verlust besorgt, bat Eichstädt, „im Gespräch den werten Mann bedenken zu lassen, was er, der Erzprotestant, wage, sich in ein solches Pfaffennest zu begeben". Eifrig erwog man, wie Voß mit den durch Herders Tod, durch Böttigers Weggang frei gewordenen Stellen und Thätigkeiten auf eine für ihn angenehme und ehrenvolle Weise betraut werden könnte. Man plante die Gründung einer kleinen Gesellschaft zu dem Zweck: „ein wahrhaft allgemeines deutsches Wörterbuch zusammen zu bringen". — „Unser Voß müßte präsidieren," schreibt Goethe, von dem der Gedanke ausging,[30] „die Herren Eichstädt, Fernow, Voß, der Sohn, würden sich anschließen und Schiller und ich nach unserer Weise nicht unwirksam bleiben."

Mitte Mai und Mitte Juli verweilte Voß einige Tage in Weimar, beide Male besuchte er den Sohn beim Unterricht in seiner Klasse. Gegen die freundschaftlichen Pläne Goethes und die Anerbieten des Herzogs verhielt er sich spröde zurückhaltend. Nachdem Voß aber im Herbst Würzburg besucht hatte, lehnte er die Berufung dahin, zu Goethes größter Freude, ab.

Von der Thätigkeit Goethes und Schillers während des folgenden Zeitraums erwähnen Heinrichs Briefe wenig. Goethe bearbeitete

‚Götz‘ für die Bühne und führte seine Studien zur Farbenlehre fort, er begann die Arbeit an der Schrift ‚Winckelmann und sein Jahrhundert‘ und die Übersetzung von ‚Rameaus Neffen‘.

Schiller war wenige Tage vor Heinrichs Übersiedelung nach Weimar verreist. Hauptziel dieser Reise war Berlin, von wo Schiller erst in der zweiten Hälfte des Mai zurückkehrte. Sofort nach Vollendung des ‚Tell‘ hatte er sich des Demetriusstoffes bemächtigt. Der Plan, mit Goethe wiederholt durchgesprochen, gestaltete sich, Entwurf und Ausführung rückten vor. Des Schwagers Wolzogen Aufenthalt in Rußland, die Vermählung des weimarischen Erbprinzen mit der Großfürstin Maria Paulowna mehrten und belebten die Kenntnis russischen Wesens. Im November begrüßte Schiller das junge fürstliche Paar bei dessen Einzug in Weimar mit der ‚Huldigung der Künste‘. Das neue Jahr brachte Ende Januar auf dem Theater Racines ‚Phädra‘ in der Übertragung Schillers. ‚Othello‘, von Heinrich übersetzt, sollte einige Monate später aufgeführt werden. Als es endlich geschah, war Schiller nicht mehr unter den Zuschauern.]

Gestern [Montag 30. April] reiste ich aus Jena. Nie ist ein Abschied heiterer gefeiert worden, als dieser. „Ich stoße Dich nicht aus dem Paradiese,“ sagte mir mein Vater mit dem Abschiedssegen, „ich schicke Dich vielmehr ins Paradies hinein.“ Wahrlich, mein Vater hat wahr geredet. —

Du solltest mich einmal in meiner neuen Wohnung [31] sehen, wie niedlich ich eingerichtet bin. Ich habe ein Zimmer und drei Kammern, Sofa, Schränke, Kaffeemühle, Weingläser mit goldenen Rändern. Morgens um fünf Uhr stehe ich auf. Ich kann mit Riemer und August aus meinem Fenster sprechen; wer am frühesten aufsteht, weckt den andern durch einen lauten Ruf, der in die Ohren dröhnt. Mit diesem Riemer, den ich innigst liebe, habe ich noch in Halle gelebt, obgleich nicht mehr als Mitstudent, denn er ist schon dreißig Jahre alt. Mein Name: „Der alte Ehrwürdige“ hat mich auch hieher geleitet und wird mir wohl bleiben, bis ich alt und ehrwürdig werde. [32] Goethe hat, wie mir Riemer sagte, neu-

lich bei Tische gesagt: er käme mir so recht eigentlich nicht zu, denn bei aller Ehrenhaftigkeit trüge ich doch einen nicht geringen Schalk im Hintergrunde.

Dem herrlichen Goethe bin ich nun in meiner neuen Wohnung recht nahe, ich kann ihn täglich sehen und darf zu ihm kommen, wann ich will. Ich darf ihn um Alles fragen, um jede Belehrung bitten, jeden Zweifel unverhohlen mitteilen. Gewöhnlich zweimal die Woche esse ich bei ihm, einmal Abends, einmal Mittags, aber auch sonst läßt er mich manchmal zu sich kommen, entweder zum Spazierengehn, oder wenn er so Lust zu sprechen hat, oder dies oder jenes zeigen und erklären, oder auch, wenn meine Kräfte reichen, erklärt haben will. Wie lehrreich das für mich ist, brauche ich Dir nicht zu sagen; aber es ist noch etwas in ihm, das nicht bloß auf den Kopf und Verstand wirkt, sondern auf den ganzen Menschen; es ist das Unnennbare, das durch ihn in die Herzen dringt, und mit Worten nicht ausgesprochen werden kann. Ich möchte sagen, schon der Anblick, die Gegenwart dieses Mannes hat einen Zauber, der unwiderstehlich wirkt; Goethe hat die Kunst inne, Andere, ohne daß sie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es ist auch gar nicht Absicht, wenn er es thut; es ist vielmehr sein ganzes Wesen, das es, ihm selbst unbewußt, hervorbringt.

Könnte ich Dir doch den einen Nachmittag [Sonntag 6. Mai] schildern, wo ich bis in den Abend hinein fünf volle Stunden bei ihm allein war. Er war vom Hofe gekommen, alle seine Hausgenossen waren spazieren gefahren, da schickte er zu mir mit den Worten: „ich solle ihm Gesellschaft leisten". Als ich zu ihm ins Zimmer trat, fand ich ihn, schon wieder in seinem blauen, heimischen Überrock, seine Medaillen und Münzen durchmusternd; er gab mir freundlich die Hand und sah mir noch freundlicher ins Gesicht. Er sah so recht behaglich und gemütlich aus und war es auch in der That. „Sie sollen meine Münzen sehn," sagte er. Dies hatte er

mir schon lange versprochen. Er besitzt eine herrliche Sammlung, die er als Künstler und kritischer Kenner zu ehren weiß.[33] Diese zeigte er mir stückweise mit vollständigen Erläuterungen, die ihn aber oft auf die lieblichsten Allotria führten. Das Gepräge der Peterskirche endlich brachte ihn ganz von den Münzen ab, wir standen nun auf und gingen auf und ab im Zimmer. Es ist unbeschreiblich, wie diese großen Gegenstände auf seine große Seele wirkten, und was während der Stunde, wo er darüber sprach, in seinem Innern vorging und durch Worte, Mienen, Bewegungen und noch sonst so viel Bedeutsames sich kund that. Er erzählte, wie der erste Ursprung der Idee zu solch einem Gebäude in dem Augenblicke entsprossen sei, als man es gewagt habe, die Basilika Neronis einzureißen. Nun aber wagte keiner ans Werk zu gehn, bis Michael Angelo kam und den Bau unternahm. Dann erzählte er, wie nach diesem wohl fünfzig Baumeister den Bau fortgesetzt hätten, und kam dahin, worauf er's von Anfang an anlegte: daß die Einheit der Idee durch diesen successiven Wechsel der Künstler gänzlich zerstört sei; daß der ein Thor sei, der aus dem jetzigen Gebäude Eine homogene und einfache Idee herauskonstruieren wolle; daß man nur auf dem praktischen Wege der Erklärung hier Befriedigung erhalten dürfe. Mit wahrer Begeisterung rief er einmal aus: „Was sind wir doch gegen jene Künstler dieses kraftvollen Jahrhunderts, wahre Schufte, wahre Taugenichtse!"*) Ich bin in meinem Leben nicht in einer so schönen Stimmung gewesen, als dazumal. Mir wurde recht wohl und weh ums Herz; ich habe meinen Blick nicht von ihm gewandt; es war mir, als müßte ich mich immer recht fest an ihn schmiegen. Wenn das fromm sein heißt, Gott in seinem Meisterwerke zu lieben und zu ehren, so bin ich in der Stunde recht fromm gewesen. Bode sagte mir neulich

*) Nach einem andern Briefe rief Goethe aus: „Was sind wir doch gegen die Künstler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts? wahre Taugenichtse! was ist unser Jahrhundert gegen dieses kraftvolle!"[34]

etwas sehr Wahres: „Es ist nicht möglich, in Goethes Gegenwart zu sein, ohne ihn anzusehn.“ Und nun denke Dir Goethes edle Gestalt, noch veredelter durch den Ausdruck eines Gedankens, der nicht bloß uns, sondern ihm selbst erhaben dünkt — wahrlich, dann ist er ein Gott unter den Sterblichen.

Gegen Abend regnete es ein wenig. Wir saßen während des Regens in Goethes Gartensaale. Als es ein wenig aufhörte, ging er mit mir in seinen Garten. Hier machte die Pracht der Blüten, der erquickende Duft, die Kühlung und Frische nach der großen Wärme einen wunderbar fröhlichen Eindruck auf ihn. Er sah so freundlich aus, so liebevoll, so milde, er sprach mit unendlicher, mir fast unbegreiflicher Wärme. Wenn ich Dir doch den Goethe hinzaubern könnte, daß Du sähest, wie er dasteht, den einen Fuß vorgestellt, mit dem Kopfe rückwärts gebogen, und man in allen seinen Mienen den Gedanken wahrnimmt, den er mit ungeteilter Seelenkraft faßt und nährt, ich möchte sagen, jene himmlische Verklärtheit, die man ohne Ehrfurcht nicht an ihm wahrnehmen kann.

Da die Hausgenossen nicht zu Hause kamen, aß ich allein mit ihm an einem kleinen runden Tisch. Er war unbeschreiblich launig, das Gespräch fiel unter andern auf das Pestalozzische System und auf das vergriffene A B C der Anschauung. „Pah!“ rief er einmal aus, „eine Rose von einer Nelke zu unterscheiden ist das ABC der Anschauung, nicht das geheimnisvolle Dreieck oder Viereck.“

Was Goethes Gespräche so lehrreich und interessant macht, welchen Gegenstand er auch berührt, ist das Allgemeine, was Allem, auch dem Speciellsten seiner Rede zu Grunde liegt. Goethe eröffnet mir den wahren Sinn für klassische Litteratur immer mehr, obgleich er selbst nur ein sehr dürftiger Philolog ist, und kaum den Sophokles im Original lesen kann. Es geht mir in seiner Gegenwart so, wie er im ‚Faust‘ gleichnisweise vom Webstuhle sagt:

„Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.“

Wenn ich aber sagte, daß Goethes Gesprächen so viel Allgemeines zu Grunde läge, so ist das nicht so zu verstehen, als ob er abstraktes Zeug (wie im Athenäum[35]) in Sentenzen spräche — ich meine nur das Ideenreiche dieses so geistreichen Mannes, das aus jeder Hülle und Einkleidung so klar hervorleuchtet. Er ist das wahre Gegenspiel von aller abstrakten Weisheit. Ich möchte Goethe den popularsten Philosophen nennen, der uns auch bei den geringfügigsten Gegenständen wahre Weisheit in die Seele redet.

Wie groß erscheint mir Goethe dadurch, daß er in allen seinen Werken eine so bestimmte Gestalt für seine — wie soll ich's nennen? — seelenvollen Ideale hinstellt. Überall finden wir bei ihm gerade so viel Seele als Körper, und beide einander auf das Vollkommenste entsprechend. Wie sollte es auch nicht, da er dies als Hauptcharakter der griechischen Dichter so gerne nennt, da er auf diese Klarheit in der Vorstellung, auf diese vollständige Verhüllung des Geistigen in eine bestimmte Gestalt sogar im gemeinen Leben bringt.

Ich fragte Goethe einmal, was die mystischen Figuren in Tiecks Minneliedern bedeuteten, und erhielt zur Antwort: das ließe sich nur durch ein tiefes Studieren ausmitteln. Das hätte er nicht von den „klaren Gestalten Raphaels“ gesagt, die er so oft und so gern nennt.

Die Art, wie Goethe die Menschen betrachtet und demgemäß mit ihnen umgeht, ist die eines durchaus vollendeten Menschen. Er verfährt hier ganz kontemplativ, er sieht in jedem Menschen eine bestimmte Modifikation der Menschheit, recht ein Naturforscher, der jedem Tiere, jedem Pflänzchen seinen ehrenvollen Rang zugesteht. Könnte nun wohl ein Na-

turforscher sich über einen Giftbaum oder eine Kröte ärgern? Nun, so verdrießt Goethe auch ein Kotzebue, selbst ein Merkel nicht.[36] Er denkt, der liebe Gott, der von allen Arten etwas giebt, hat ihnen einmal diese eselhafte Natur gegeben, sie müssen ihr treu bleiben. Auch solche Subjekte sind notwendig zum Heil des Ganzen, wenn sie gleich nur negativ wirken.*) Daher haben auch diese Herren die Freiheit, ungestraft auf ihn zu schimpfen, wie viel sie wollen. So ist Goethe als ruhiger Beobachter.

Freilich, so gern Goethe jeden Menschen in seiner Haut läßt, so ist er doch auch gegen Schlechtigkeit und Intoleranz intolerant, sobald es das Handeln gilt. Wenn ein Klotz im Wege steht, da wird er bei Seite geschafft, damit die Bahn frei werde, und je hartnäckiger der Widerstand, je heftiger die Gewalt, ihn fortzuschaffen. Denke an das schöne Wort über die Grenzen der Duldsamkeit in seiner Recension, das Alles umfaßt, was über diesen Stoff gesagt werden kann.[37] Ich habe Goethe schon zornig gesehen über Eseleien und Teufeleien, aber das war der Zorn des Gerechten, ein schneidender, kräftiger Unwille, nicht zügellose Erbitterung und Leidenschaft. Nie sind Goethes Forderungen an die einzelnen Menschen unbillig, sie richten sich nach der Fähigkeit jedes Subjektes; aber was einer leisten kann, das fordert er ganz und ungeteilt. Jedes Talent ehrt Goethe, jede mechanische Fertigkeit, jedes Streben zum Besseren unterstützt er nach Kräften. Wer nach Selbständigkeit ringt und ausbildet, was in ihm auszubilden ist, den liebt er; aber kein Charakterloser findet Gnade vor seinen Augen. Die Losung: „es

---

*) An anderer Stelle (die zugleich als Beispiel dafür dienen kann, wie Voß Einunddasselbe in verschiedenen Briefen variiert): Seine Weise, die Menschen zu betrachten, ist ganz die eines kontemplativen Naturforschers, im edleren Sinne des Wortes. Er betrachtet die Menschen als Naturprodukte, und wie könnte er sich da über den Makassarischen Giftbaum ärgern? Kein Mensch ärgert ihn, wenn er einen bestimmten Charakter hat, selbst ein Kotzebue nicht. Er denkt, so hat ihn einmal der liebe Gott, der von allen Arten etwas giebt, geschaffen; und ist er nicht positiv, so ist er doch negativ zum allgemeinen Heile notwendig.

ist doch ein guter Mensch", ist ihm unausstehlich, und wehe dem, der sein Zutrauen durch Trägheit, hartnäckiges Stillestehn, oder gar Scheinsucht statt reellen Wertes zu täuschen beginnt. Anfangs ist er noch schonend und sucht in das Bessere zurück zu lenken. Hilft es nichts, dann wird er zornig, und wendet sein Antlitz auf ewig.

Indem ich dies schreibe, habe ich Dir zugleich gesagt, wie mein Verhältnis mit ihm ist. Nur dasjenige, wodurch ich einzig meine Zufriedenheit erhalte, kann mir auch seine Liebe erhalten. Aber, bei Gott, ich gehöre auch mit zu den Besseren, und Goethe soll von mir nicht sagen: „In dem irrte ich mich." Wenn Goethe einmal zornig über mich werden sollte, dann habe ich ausgelebt. Wer Goethe ein Ärgernis giebt, der ist wenigstens des moralischen Todes verblichen. Wie herrlich ist es doch, eine Stütze zu haben an solch einem Manne. Mag es schön sein, keiner Stütze zu bedürfen, isoliert und selbständig zu stehn, ich gebe es zu, aber ganz und gar mag ich es nicht sein, wenigstens in meinem Alter nicht. Es gehört ein gewisser Grad von — wie soll ich's nennen? — Abhängigkeit, freier Unterordnung unter eine edle Leitung zu meinem Bedürfnisse. Es ist Himmelswonne, von einem Goethe geleitet zum Besseren geführt zu werden. Ich verachte den Menschen, welcher vorgiebt, er bedürfe keines solchen Mannes als Stütze; der, wie er sagt, selbständig ist, oder der es aus Herzlosigkeit oder Indolenz auch wirklich nicht bedarf, sich an einem großen Manne, oder, was das Nämliche ist, an einer erhabenen Idee festzuhalten. In dem schlechten Sinne ist kein Mensch selbständig, selbst ein Goethe nicht; denn ihn hält dieselbe Idee aufrecht, die wir in seiner Person verehren. —

Was mir Goethe geworden ist, und wie gut er neben seiner geistigen Größe ist, das wünschte ich Dir einmal mündlich erzählen zu können. Ich lebe ganz unter seinen Augen, ich enthülle ihm die geheimsten Winkel meines Herzens, nicht weil er es fordert, sondern weil ich ohne das gar nicht leben

kann. Wenn ich traurig bin, so schütte ich gegen ihn mein Herz aus, und gehe getröstet von dannen, und wenn ich fröhlich bin — ja, für mich existiert keine Freude, ehe ich ihm nicht mitgeteilt habe, was mich fröhlich macht, — und dann ist ein freundlicher Blick von ihm mir doch das Höchste dabei, oder ein väterlicher Kuß oder Händedruck, oder der süße Laut, wenn er mich mit einem lieben Namen nennt.

Neulich schrieb mir ein Philister recht freundschaftlich und wohlmeinend: „Ich sollte doch ja nicht eitel werden." Guter Gott, äußert sich denn nicht Demut in der Anhänglichkeit an das unendlich Erhabene und Schöne, und ist es nur möglich, daß das, was uns erhebt und dem Unendlichen näher bringt, zu einer und derselben Zeit ein Philistergefühl hervorbringen kann?

Gestern sagte mir eine Frau, bei der ich meinen Mittagstisch habe, Goethe wäre der Segen Weimars, Alles brächte er ins Geleis, und er sei der Wohlthäter aller Hülfsbedürftigen. Gott weiß es, wie aus ganzem Herzen ich dieses Wort unterschreibe. Verdanke ich ihm nicht das Glück meines Lebens?

Riemer und ich machen jeden Abend, wenn das Wetter es erlaubt, einen Spaziergang in den Park; auch sind wir gewöhnlich des Abends zusammen, wenn Goethe nicht bei Tische ißt und Riemern nichts zu Hause fesselt. Wir wetteifern ordentlich, wer Goethe mehr liebe; keiner ist Sieger noch Besiegter.[38]

Wie unendlich schön ist es im Parke. Unser Lieblingsgang ist der Philosophengang am Wasserfalle. Dieser Ort ist so ganz abgeschieden von dem Geräusche der Welt, so ganz fähig, die herzlichsten Empfindungen in wachem und regem Einklange zu erhalten. Die herrliche Goethesche Inschrift an dieser Stelle ist aus dem Anschauen dieses Ortes hergenommen.[39] Kennst Du die grüne Wiese und den Fluß mit dem

brausenden Wehre? Daneben ist ein Gebüsch, das den Strom überzweigt und recht dunkel macht, man sieht hinein und glaubt in einen dichten, endlosen Wald zu sehn. Und dann des Abends ziehn sich die Dünste zusammen und ruhn auf dem grünen Grase, die Nachtigallen singen aus allen Büschen, und kein Lüftchen regt sich. O, es ist schön, wunderschön auf der Gotteswelt. Es ist doch herrlich, daß ich diesen Winter nicht gestorben bin; daß ich in dieser Gegend eine Hütte gebaut habe und die Aussicht habe, hier ein schönes Leben zu enden. Wenn es einmal dazu kommt, nun, dann will ich auch fröhlich von dannen scheiden, aber eher nicht, als bis diese Stunde schlägt.

Kennst Du schon den Goetheschen Almanach? Der enthält schöne gesellige Lieder und muß von jedem Dichterfreunde und Sänger gelesen werden. Sieh aber zu, daß Du die Ehlersschen Kompositionen dabei bekömmst; sie sind unter Goethes Aufsicht gemacht. Die ‚Generalbeichte', das Lied: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, Himmlisches Behagen," ‚Der Rattenfänger', ‚Die Hochzeit des Grafen', das ‚Frühlingsorakel', das sind Stücke, die wir oft bei Goethe singen oder anhören. Ich wollte, Du hörtest Goethe einmal seine ‚Generalbeichte' vorlesen oder sähest sein Gesicht, wenn Ehlers das Lied: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie" vorsingt. Der Gesang ist bei Goethe durch die Schauspieler recht einheimisch geworden, und der Ehlers muß so recht eigentlich die Stelle eines Demodokos vertreten. Herrlich ist's, wenn Goethe in seinem tiefen klaren Basse intoniert. Ehlers spielt die Guitarre wirklich sehr schön, und den Geist der Goetheschen Lieder hat er auch erfaßt.[40] Viele der Lieder sind etwas dunkel, zwei derselben wurden mir erst bei wiederholtem Durchlesen verständlich; ich habe sie alle von Goethe in dem gehörigen Ton vorlesen hören, worauf beim eigentlichen Verständnisse Alles ankommt. Wie unendlich erhaben gedacht und klar ausgeführt ist das Lied: ‚Weltschöpfung'![41]

Dagegen muß das exaltierte Schillersche: „Freude, schöner Götterfunken" verstummen. Unbegreiflich ist's, wie noch so viele mehr Gefallen an Schillers kräftiger Manier finden (die er in den Jahren 1786—98 hatte), als an Goethes besonnenen ruhigen Dichtungen. Aber diese Leute würden auch die Natur lieber haben, wenn sie in lauter grotesken, wilden Zügen sich offenbarte. Alles Vollendete und wahrhaft Große ist tief und einfach; Goethes Gedichte haben daher alle eine anspruchslose Außenseite, eine gediegene Kraft, ohne daß die Anstrengung der Nerven sichtbar ist; Schillers Gedichte aus der früheren Periode sind freilich voll Geist, aber ohne die Ruhe eines besonnenen Gemüts. Wohl ihm, daß er in späterer Zeit zur einfachen Manier, zur Natur zurückkehrte und durch diese wahrhaft groß ward!

Und wem verdankt er das anders als Goethe und seinen durch Goethe erweckten bessern Einsichten? That Goethe je etwas Anderes, als an der Hand der Natur wandeln? Sprach sie nicht stets durch das Organ seines Geistes, von seinem ‚Werther' an? Wollte sein Geist je der Natur etwas einprägen, was ihren Kräften zuwider war, oder wogegen sie sich gesträubt hätte? Wahrhaftig, nein! Was in seinem Geiste sich spiegelte, wird noch nach Jahrtausenden in dem Geiste gleichbegabter Männer sich spiegeln; was ihn entzückte oder betrübte, wird noch in kommenden Jahrtausenden die Menschen entzücken oder betrüben. Wenn die Welt einmal so wird, wie sie in Goethes Schriften erscheint und werden kann, so hat die Natur keine Widersprüche zu lösen, denn Goethes Ideale liegen alle innerhalb der Grenzen der Natur. Was außerhalb dieser Grenzen liegt, muß schon Phantasterei und Überspannung sein. Und wie oft dieses bei Friedrich Schlegel und auch bei Tieck der Fall sei, ist mir wenigstens sehr einleuchtend. Das wenige Bessere ist leicht und bald auszuscheiden.

Warum sollte ich nicht Goethes ‚Werther' und die ‚Lucinde' vergleichen? Jener war Goethes Erstling, und diese

Friedrich Schlegels.[42] Ich füge noch hinzu, daß die Eindrücke, die der Geist in der frühern Zeit empfängt, lebenslänglich fortwirken, und die Zeit soll lehren, ob nicht dem Verfasser der ‚Lucinde‘ lebenslänglich von seiner Lucindigkeit was ankleben werde. Dagegen war Goethes Seele gleich anfangs klar wie die Natur dem unverderbten Auge der Seele. — Der klaren Seele ist es ganz unmöglich, sich nicht klar auszudrücken, denn sonst ist sie nicht klar (daß sie sich nicht schön ausdrückte, könnte sich übrigens wohl zutragen). Der klare Verstand spricht mit weniger Kunst sich selber aus.

Höre noch Schillers Ausspruch über den Tieckschen Almanach! Derselbe sei, sagte Schiller, zwar eine geistreiche Erscheinung, aber in Rücksicht der Folgen eher schädlich als nützlich.[43] Ich meine nun aber, schon daß Tiecks und Schlegels Werke böse Folgen haben können, sei tadelnswert. Wie könnte z. B. Goethe je schlimme Folgen haben? Das wäre ein Widerspruch. Denn er hat ja keine Manier und läßt nur durch sich selbst klare Gestalten hervortreten; eben wie die thätige, große, einfache Natur. Bei Goethe finde ich nie Überspannung, denn sein Geist ist dem, was er umfaßt, gewachsen. Es hat sich gleichsam unbewußt in ihm erzeugt und tritt leicht, unbefangen und groß hervor, wie die gewaffnete Göttin aus dem Haupte des Donnerers. Bei Friedrich Schlegel dagegen finde ich Überspannung und Anstrengung, denn jeder Geist wird sich anspannen und aus sich selbst herauszwängen müssen, sobald er die Bahn verläßt, welche ihm die Natur angewiesen. Lies nur in den ‚Propyläen‘, was da auf Malerei angewandt ist, und einen Aufsatz von Falk, im neuesten Taschenbuche, überschrieben ‚Die Charakteristiker‘.[44]

Als ich neulich Schiller gestand, daß ich Schlegels Gedichte nicht verstände, lachte er dazu, als wollte er sagen: „Junges Blut, hüte dich vor solchen Abweichungen und ehre die Natur und ihre einfachen Aussprüche!“ Er schloß mit den schönen und wahren Worten: „Die Natur fordert doch

von Zeit zu Zeit ihre Ansprüche zurück.“ — Wahrhaftig, das wird sie! Und wenn es auch den Phantasten gelingen sollte, die Gemüter zu verschieben und sie in verrückten Idealen Natur finden zu lassen, dann wird doch eine Krisis eintreten, wo die Natur ihre alten Rechte wiederfordert, wo Homer, Sophokles, Shakespeare, Goethe — wieder als helle Sterne sichtbar sein werden, um die Weisen des Morgenlandes zu Christi Wiege zu geleiten: denn zu allen Zeiten bleibt sich die Natur gleich und kehrt immer in denselben Gestalten zurück, und kindliche, unschuldige, unverrückte Seelen müssen wieder solche Werke ansprechen, die das reine Gepräge der Natur sind.

Ich sehe Schiller sehr oft; regelmäßig alle Mittwoche, Sonnabende und Montage nachmittags anderthalb Stunden, aber außerdem noch manchmal des Abends entweder bei ihm oder bei Goethe, oder bei der Wolzogen. Das ist Dir ein liebenswürdiges Weib. Neulich [Dienstag 19. Juni] war ich dort eingeladen. Die Schillern fand ich schon da, dann kam Frau von Stein und Amalia von Imhoff (jetzt Helvig). Gegen acht Uhr kam Schiller und unvermutet auch Goethe.[45] Was das für eine Freude erregte, glaubst Du nicht. Wir blieben bis elf Uhr zusammen. Das war ein seliger Abend. Was haben wir gelacht bei Tische, wo Schiller aus der ‚Tausend und einen Nacht‘ erzählte, und Goethe dazu die allerernstesten und zugleich komischsten Anmerkungen machte.

Heute [Sonnabend 7. Juli] ist der Tag der Zurückkunft des lieben Goethe, den ich so lange mir zurückgesehnt habe. Schon ist das Thor in seinem Hause geöffnet, welches so manchen Tag verschlossen war; schon kann ich wieder auf das Wagengerassel horchen, und darf hoffen, daß er es ist. —[46]

Heute Nachmittag ein paar unbeschreiblich frohe Stunden bei Schillers! Als ich heute Morgen Dein Geschenk[47] [eine Schachtel voll Kirschen] empfangen, da war mein erster Ge-

danke an Schillers Kinder. Und da bin ich denn heute Nachmittag, mit meiner Schachtel unter dem Arm, hingewandert und habe Freude über Freude hervorgebracht. Die kleine Karoline erstaunte, als ich die Schachtel aufmachte, so sehr, daß sie vor Schreck nicht essen konnte. Dann ließ sie es sich wohlschmecken, spendete mit vollen Händen ihren Brüdern, dann dem Vater und der Mutter, und auch mir.

Wie kann ich die Freundlichkeit und die Güte rühmen, mit welcher mich Schillers aufnehmen, so oft ich zu ihnen komme. Ich mache mir manchmal Vorwürfe, daß ich so oft komme, und kann es doch nicht lassen. Aber ich gehe nur zu Stunden hin, wo ich weiß, daß Schiller unbeschäftigt ist. Wenn ich einmal Schillers Kinder zum Unterricht bekomme, dann will ich durch Treue und Sorgfalt zeigen, wie lieb ich die Eltern habe; früher finde ich dazu keine Gelegenheit; aber das thut auch nichts. —

Goethe ist wieder da. Kaum eine Viertelstunde nach seiner Ankunft sah ich Schiller zu ihm gehn. Der hat's auch nicht länger abwarten können.

Was sagst Du zu Hölderlins Sophokles? Ist der Mensch rasend oder stellt er sich nur so, und ist sein Sophokles eine versteckte Satire auf schlechte Übersetzer? Ich habe neulich [Sonntag 8. Juli] abends, als ich mit Schiller bei Goethe aß, beide recht damit regaliert. Lies doch den vierten Chor der ‚Antigone' — Du hättest Schiller sehn sollen, wie er lachte; oder ‚Antigone' Vers 20: „Was ist's, du scheinst ein rotes Wort zu färben?" Diese Stelle habe ich Goethe als einen Beitrag zu seiner Optik empfohlen, zu welcher ich ihm aus meiner antiquarischen Lektüre alles, was ich finde, mitteile.[48]

Goethe findet die ‚Corday' geistlos, matt und nullenartig, auch die Ausarbeitung, nämlich Sprache und Diktion, Versbau und Rhythmik &c. äußerst notdürftig. Er lächelte über die Gutmütigkeit des Verfassers und hat mir obiges Urteil

mit Ruhe und Wohlwollen gegen den Verfasser als Mensch gesagt, sowie er denn nie heftig urteilt. Ob Goethe ihm antwortet, weiß ich nicht; ich zweifle aber daran, denn dieser Fall ist ihm schon unzählig oft vorgekommen, und Goethe hat sich endlich über Ceremonien und dergleichen weggesetzt. Wenn er eine Spur von Talent in ihm gefunden, so antwortet er gewiß, aber die scheint er nicht gefunden zu haben.

Bereite doch Luden darauf, wie auf einen möglichen Fall vor, und überzeuge ihn, daß er Goethen auf jeden Fall sehr willkommen sein wird, wenn er einmal nach Weimar kommen sollte. Goethe wird dann kein theatralisches oder tragisches Talent in ihm suchen, aber für jedes andere Talent ein offenes Auge haben, und es aufzuregen sich bemühen.[40]

Die Schwierigkeit des ersten Examens ist überstanden [Ende Juli]. Als ich nach geendigtem Examen zu Goethe kam, hatte sich zu dem schon das Gerücht verbreitet, welches kein Mensch herzlicher aufgenommen hat, ich hätte meine Sache brav gemacht. Da nannte er mich mehrmals „mein gutes Voßchen" und umarmte mich bei freundlichem Händedrucke. Nun hatte ich Rasttage auf fünf Wochen. Es traf sich für mich schön, daß in der Zeit Schiller verreist war, um in Jena die Geburt seines Töchterchens abzuwarten. Goethes übrige Familie war in Lauchstädt. Da hatte ich das Regiment bei ihm allein. Ich war nun acht Tage beständig bei ihm, aß fast alle Abende und Mittage bei ihm, und die Zeit verging unter Gesprächen und Griechischlesen.

Sonntag vor vierzehn Tagen [29. Juli] setzten wir uns um ein Uhr zu Tisch und standen erst gegen sechs Uhr auf. Da haben wir ein paar Stunden Griechisch gelesen: etwa hundert Verse aus den ‚Trachinerinnen', und dann mußte ich Goethe auf seine Bitte die schönsten Chöre aus der ‚Antigone' vorübersetzen, während er das Griechische nachlas. Den folgenden Tag [30. Juli] sagte er mir, wir wollten in Zukunft oft Griechisch zusammen lesen, es habe ihm gar sehr

behagt. Es ist eine Wonne, mit Goethe zu lesen, denn bei solchen Gelegenheiten thun sich die Goldgruben seines Inneren auf. Er ist recht wie in den arabischen Märchen das goldene Bassin mit dem goldenen Wasser, das in alle Regionen hin seine verklärten Strahlen sendet. Der Sophokles, durch Goethes Geist belebt, wird zu einer Schule alles Schönen und Trefflichen. Lieben Freunde, da saß ich recht in der Nähe des großen und liebenswürdigen Mannes, denn wir sahen aus Einem Buche.

Er hat schon oft von einem kleinen litterarischen Klub gesprochen, den wir im Winter mit ihm einige Mal die Woche haben sollten. Den Gedanken faßte er jetzt von Neuem mit ganzer Kraft und mit rechtem Wohlgefallen. Endlich sagte er: „Nur nicht zu hitzig wollen wir anfangen. Es ist eine Schande, bei so etwas das Tempo nicht bewahren zu können. Lieber im Fortgange der Sache wärmer, als im Eifer nachgelassen!“ — Wenn wir jungen Leute um Goethe sind, so gefällt mir das so besonders an ihm, daß er nie wie ein Meister zu den Jüngern, sondern wie ein Freund zum Freunde spricht — eine Humanität, die seine Jünger nur um so fester an ihn kettet, indem er es nicht merken läßt, daß wir Jünger sein sollen.

Er verträgt jeden Widerspruch, und es ist nicht selten, daß er in Disputen gern und willig nachgegeben hat. Denn manchmal trifft auch solch ein Fall ein, daß, was der Prophet Bileam nicht sehen konnte, sein Esel sah. Dabei ist Goethe die Liebe selbst und sucht in allen Dingen und bei allen Menschen nur die vorteilhaften Seiten auf, und beurteilt den Menschen nur nach dem Maßstabe dessen, was er seiner inneren Natur nach zu leisten im Stande ist. Wie kämen wir schwachen Kinder des Staubes auch sonst neben ihm zurecht, wenn er diese schonende und liebreiche Maxime nicht hätte?

Neulich fuhr ich mit Goethe und Riemer einmal nach Tiefurt. Da war er unterwegs überaus herzlich. Er sprach von verschiedenen Arbeiten, die er noch vornehmen wolle. „In meinem Alter," sagte er, „kommt man denn doch allmählich auf den Gedanken, daß es mal zu Ende gehen könne." Sieh, daran hat Goethe früher niemals gedacht, das sieht ihm recht ähnlich. Ein andermal sprach er von einem Quidam, der schon sehr bejahrt sei, dessen Mutter aber noch lebte. Da meinte er: das sei gar schön; der Mann müsse sich so viele Jahre, als seine Mutter Vorsprung habe, noch recht sicher vorkommen. Konnte ich da umhin, an Goethes eigene Mutter zu denken? Da habe ich mich innig gefreut, daß wir zwanzig Jahre noch wenigstens auf unsern Goethe rechnen dürfen.[50]

[Während der Sommerferien war Heinrich, gleichzeitig mit Schiller, ein paar Wochen in Jena, bei seinen Eltern. Er sollte den Vater bewegen, in Jena zu bleiben, vor Allem durch die Erklärung, daß er selbst aus Weimar nicht fortgehen werde. Darauf bezieht sich Goethes Brief an Eichstädt vom 7. August 1804: „Von der Ankunft unsers jungen Freundes hoffe ich das Beste, der sich eine Veränderung als was Unmögliches denkt." [51]]

Schillers sind jetzt in Jena. Diese Reise ward der Frau wegen unternommen, damit sie bei ihrer Entbindung Hilfe und Ruhe erhielte. Der Frau wegen war sie unnötig, weil die Entbindung leicht gewesen ist, aber dem herrlichen Schiller hat sie vielleicht das Leben gerettet. Er wurde gefährlich krank in den ersten Tagen seiner Ankunft, die beiden Stark haben ihn durch Sorgfalt und gute Behandlung wieder hergestellt.[52] Jetzt ist er genesen, aber noch etwas entkräftet. Ich habe den lieben Mann oft während seiner Krankheit besucht, und habe dann meine herzliche Freude gehabt, wenn ich ihn so heiter fand; manchmal soll er auch unheiter gewesen sein, wie ihn die Griesbach einmal gefunden hat. Aber gestern Abend [Montag 13. August] fand ich ihn so wohl, wie nur jemals in Weimar.

Vor acht Tagen [Dienstag 7. August] war Kindtaufe, da waren wir alle versammelt und innig vergnügt. Mein Vater hat mit Gevatter gestanden, und das Kind ist nach meinem Vater Luise genannt worden. Das Töchterlein ist ein gar holdseliges Geschöpf, es sieht schon so klug und verständig aus, zart und von schöner Gesichtsbildung. Die Taufe wollte dem Mädchen gar nicht behagen; es war recht froh, als sie vorbei war. Vielleicht gefiel ihr der Marezoll[53] nicht, und ich will Dir im Vertrauen sagen, daß ich Gott danke, daß der mich nicht getauft hat.

Schiller hat seine Kinder gewiß so lieb, wie nur die zärtlichste Mutter lieben kann. Der Mann schien mir unaussprechlich liebenswürdig in dem Augenblicke, als er nach der Taufe das Kind mit einem Blicke der tiefsten Empfindung anschaute; er schien sich ganz in Gedanken zu verlieren. Wie das Kind geboren ward, lag Schiller zu Bette. Mein Bruder Wilhelm war zugegen, wie man ihm das Kind hinauf gebracht hat. Der erzählte mir, Schiller sei bei der Betrachtung des Kindes in heftiger und inniger Gemütsbewegung gewesen. — Als Dichter liebe ich den Mann, aber als Mensch ist mir Schiller noch unendlich viel lieber.

Ich wollte, Du kenntest die Hofrätin Schiller genauer und ihre liebenswürdige Schwester, die Frau von Wolzogen. Jetzt ist auch die Mutter von beiden hier, die Frau von Lengefeld aus Rudolstadt. Die beiden Schwestern halten so sehr viel von einander und sind in Weimar fast täglich beisammen. In einer solchen Familie, da kann es einem recht wohl werden. Die Hofrätin Schiller hat gesagt, ich sollte sie, nach ihrer Zurückkunft, in Weimar noch öfter sehen, als sonst, und Schiller hat mir schon dreimal versprochen, mich zu besuchen. Ich brachte ihn eines Abends, wo ich mit ihm bei Goethe aß, zu Hause und mußte ihm meine Wohnung zeigen. Jetzt kommt er gewiß, und dann ist meine Freude unaussprechlich. —

Der liebe Schiller ist heute [Freitag 17. August] recht sehr

wohl — er erzählte mir das mit einer recht kindlichen Freude, als ich heute zu ihm kam und etwas furchtsam vorfragte, da ich ihn gestern und vorgestern sehr matt fand.

[Am 19. August war Schiller, ohne seine Familie, nach Weimar zurückgekehrt.]

Seit vorgestern erholt Schiller sich sichtbar. Gestern [Dienstag 21. August] besuchte ich ihn[54] und blieb auf seine Bitte zum Abendessen; da war er kindlich froh und heiter. Es ist eine Freude, den Mann von seinem Leben erzählen zu hören, besonders, wenn er in seine komische Laune fällt. Da hat er etwas gar Anmutiges in seiner Miene, ich möchte es ein ernsthaftes Lachen nennen, welches seine majestätische Physiognomie von dem zu großen Ernste etwas herabstimmt und mildert. Von seiner Herzensgüte könnte ich Dir tausend Beweise geben. Der Mann ist ganz Wohlwollen, seine ruhige, heitere Seele ist für Alles empfänglich, was einem Herzen nur wohl thun kann; er sagt ja in einem Gedichte: „Alle Menschen sollen leben" —[55] und das ist die fortdauernde Stimmung seines Gefühls, Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Wesen.

Zu einem akademischen Amte habe ich niemals Neigung gefühlt; ich bin nicht stark genug, einem solchen Posten vorzustehen. Daß ich akademischer Philolog vom ersten Range, wenigstens einer wäre, der weit über dem Mittelmäßigen steht, die Überzeugung habe ich nicht. Es giebt niedrigere Stufen, und eine von denselben ganz auszufüllen, ist auch schon löblich. Wenn ich aber wirklich zum Schullehrer geboren bin, und ich bin es, so wahr ich mich kenne, so wäre es unverzeihlich, wenn ich mich diesem Stande entreißen, und mich zu einem andern erheben wollte.

Goethe und Schiller pflichten meinem Urteile vollkommen bei. Ich habe sehr ernsthaft mit beiden die Sache erwogen. Beide sahen, während sie mir Rat gaben, väterlich auf mein Bestes. Goethe sagte am Ende: „Ich wollte Sie gerne, auch

gegen meine Neigung, ziehen lassen, wenn es wahrhaft ein Glück für Sie wäre. Jetzt rate ich Ihnen als Vater und Freund, Ihrer Neigung, die ich anerkenne und heilig achte, zu folgen, und hier zu bleiben." So sprach dieser Mann; und Schiller, zu dem ich einmal sagte, ich fühlte mich stark genug, meinen Eltern ein Opfer zu bringen, antwortete: „Nein! Sie sind es Ihren Eltern schuldig, hier zu bleiben. Denn sobald Sie ihnen gegen Neigung gefolgt, und in Würzburg nicht an Ihrer Stelle wären, würde es Ihren Vater tief kränken, daß er Schuld an Ihrem jetzigen Lose wäre. Diese Verantwortung, die doch möglich ist, müssen Sie ihm ersparen." So sprach der herzige Schiller.

Ich bleibe in Weimar. Mich haben keine achtzehnhundert Gulden gelockt, meine behagliche Existenz hier aufzugeben. Ich gehe nimmer aus dem Klima, aus dem Boden weg, wo ich so fest eingewurzelt bin und mich doch nur gewaltsam losreißen könnte. Ich kann Weimar jetzt nicht anders denn als mein recht einheimisches Vaterland betrachten, wo ich entstanden und auferzogen bin. Ich will Mensch werden, kein unsterblich großer Mann; und zum Menschen werde ich fürs erste nur in Weimar. Ich habe mich standhaft erklärt, daß ich hier bleibe. Mit Goethe gelebt haben zu dürfen, und dies nicht gethan zu haben, das wäre nach meiner Denkweise ein Leichtsinn, der mir unendliche Reue für die Zukunft bereiten würde. — Gott segne mein geliebtes Weimar. Mir ist es ein heiliger Ort, weil ich fühle, wie ich als gereifter Mann einmal bekennen werde, daß ich ihm meine Ausbildung verdankt habe.

Vor acht Tagen [Mittwoch 3. Oktober] habe ich Goethe einige Arbeiten von mir vorgelesen. Er sagte mir manchen einzelnen Einwand. Mehrere Einwendungen habe ich zurückgewiesen, manche mit Dank angenommen, und in seiner Anwesenheit geändert, wo er selbst mir zum Teil die Änderung angab. Goethe ist mit einer Recension besonders zufrieden, wie er an Schiller und zum Teil auch mir selber gesagt hat.

Großes Vergnügen machte ihm eine Anmerkung: „Bravo," sagte er, als ich sie vorgelesen hatte, und klopfte mir freundlich auf die Schultern, recht, als wenn er im Herzen dächte: ich hätte Dir so viel poetischen Scharfsinn nicht zugetraut. „Bravo," sagte er also, „wenn die G.... aus ihrem Theeklub kommen, dann wissen sie freilich nicht, daß ein Sturm auch das Meer beruhigen kann."[56] Ich werde viel recensieren, und es wird mir leicht werden, da ich in vielen Recensionen, zum Beispiel in den mythologischen, Goethes Beistand habe. Noch heute Morgen [Mittwoch 10. Oktober] sagte er zu mir: „Nun kommen die traulichen Winterabende, da wollen wir zusammen lesen und recensieren."

Neulich des Abends [Sonntag 7. Oktober] hatte ich schon einen herrlichen Vorschmack von solchen Winterabenden. Ich bin gewöhnlich bei Goethe, wenn seine Familie mal verreist ist. Nun war Riemer mit August und der Vulpius nach Oberweimar gefahren, um dort einer Fête beizuwohnen. Goethe schickte also um fünf Uhr zu mir, ob ich nicht zu ihm kommen und den Brunckischen Sophokles mitbringen wollte. Als ich zu ihm kam, fand ich's gar behaglich bei ihm. Er hatte eingeheizt, hatte sich ausgezogen bis auf ein wollen Wämschen, worin der Mann sich gar prächtig ausnimmt. Nun bot er mir freundlich und liebreich die Hand und schüttelte sie recht treuherzig. „Ja," sagte er, „die Jugend ist verreist und springt in der Welt herum, nun wollen wir Alten zusammen sein." Er weiß nämlich, daß ich „der alte Ehrwürdige" heiße. Bis gegen sieben Uhr hin sprachen wir; dann kam Licht, und nun fingen wir an Griechisch zu lesen. Ich übersetzte ihm erst den langen Chor aus der ‚Elektra'. Und dann fingen wir an den ‚König Oedipus' zu lesen — ich hatte Solgers[57] Übersetzung mitgebracht. Daraus hat Goethe mit inniger Freude bis zum ersten Chor mit lauter Stimme deklamiert. „Der versteht's!" sagte er einmal, „aber er ist noch glücklicher Anfänger in der Kunst. Die rauhen Ecken werden sich schon abschleifen, und dann haben wir

einen Sophokles.“ [58] Noch dröhnt mir in den Ohren, wie prächtig er den Vers [23 f.]:

„. . . vorzutauchen strebt bereits
Umsonst ihr Haupt aus Tiefen blut'gen Wogenschwalls“

deklamierte. Nachdem wir ausgelesen hatten, ging's zu Tische, und ich blieb bis zwölf Uhr bei ihm sitzen, „reichlich mit Fleisch und lieblichem Weine gelabet.“ [59]

Solche frohe Tage soll ich noch oft erleben! Ich sagt' es ihm selbst mal, wie es mich glücklich macht, daß er nicht gleichgültig gegen mich ist, und erhielt ein treuherziges: „Gutes Kind!“ mit Kuß und Händedruck dafür zur Antwort. Ja, er behandelt mich wie einen zärtlich geliebten Sohn. Schon seit lange darf ich unangemeldet zu jeder Tageszeit, so oft ich will, zu ihm aufs Zimmer kommen, was wahrhaftig bei Goethe nichts Geringes ist. Ich bin glücklich; aber ich genieße mein Glück mit Maß und Bescheidenheit, und so bleibt es mir von Dauer. Wenn mir Goethes Zuneigung je entzogen werden sollte, so glaube mir, daß kein Anderer die Schuld haben wird . . . . als ich selber. —

Heute Morgen [Mittwoch 10. Oktober] war ich schon vor sieben Uhr bei ihm. — Eben schickt mir Goethe ein schön launisches Billet, das sich mit „Wehrtester Herr Professor“ anfängt, wie er mich noch nie nannte. Ich soll mich „in meinen schönsten Sonntagsornat“ werfen, und zu ihm kommen, binnen zwei Stunden, da soll ich „Serenissimo“ vorgestellt werden. Mir ist das lieb, denn ich habe den Herzog bis dato noch nicht gesehn und gesprochen. Die Herzogin Amalia hat mich schon mehrmals einladen lassen, und Goethe wird mich nächstens zu ihr führen. Es geht hier am Hofe sehr ungeniert zu, und das ist das Beste.

Heute Nachmittag ist der berühmte Zwiebelmarkt vor unserm Hause, auf dem Plan. Da stehn schon neunundsechzig Karren voll Zwiebeln. Ich habe Schillers Kinder und den kleinen Wolzogen zum Kaffee gebeten, die hatten helle Lust daran. Das sind allerliebste Kinder, sie kommen alle Augen-

blicke zu mir; dann muß ich mit ihnen spazieren gehn oder ihnen Märchen erzählen. Den Ernst Schiller nennt der Vater immer seinen ehrlichen Jungen. Der Junge hat verzweifelt viel Kopf; ich habe ihm den ehrenvollen Namen „die Nachteule“ gegeben, der Schiller viel Spaß gemacht hat. Schiller klagte mir neulich bei Tische in Gegenwart seiner Kinder halb komisch, daß die Kinder so philistrig wären, „sie haben auch gar keine Poesie, es sind rechte Philisternaturen“. Da hättest Du das Lamentieren der Kinder hören sollen! „Papa, ich bin kein Philister, ich will kein Philister sein!“ hieß es. Nun fragte ich den Ernst: was ist denn ein Philister? „Es ist ein garstiges Ding!“ antwortete er mir mit Heftigkeit. Da rufte ihn Schiller zu sich, drückte ihn an sein Herz und küßte ihn. Karl Schiller, der keine Definition von Philister anzugeben weiß, weiß doch von jedem Menschen, den er kennt, zu bestimmen, ob er Philister[60] ist oder nicht.

Dem Herzog hat mein Weigern [wegen Würzburg] gar wohl gefallen. Goethe führte mich zu ihm. Wir blieben fast zwei Stunden dort; und nie ist mir eine herzogliche Unterredung so leicht geworden, als jetzt, da ich mit freier Stirn sagen konnte, daß mich einzig die Liebe zu seinem Lande gefesselt habe. — Wahrlich, der Herzog soll es mir nicht umsonst gesagt haben, daß er mein Hierbleiben zu schätzen wisse. Mögen mich tausende an Geschicklichkeit besiegen, an Eifer und Beharrlichkeit soll mir kein einziger den Sieg streitig machen. Ich will in seiner herrlichen Stadt, wo ein Goethe, ein Schiller ist, auf meinem Posten nicht umsonst gelebt haben. Das habe ich dem Herzog und meinem teuren Goethe im Herzen gelobt!

Daß die Philister Goethe stolz auf seine Größe nennen, dieses begreife ich jetzt; wenn ich ein Philister wäre, ich nennte ihn selbst so, und ich möchte fast sagen, ich nenne ihn so, wie ich da bin. Aber der Philister weiß nicht, wie weite

Klüfte zwischen dem geistigen Stolze und der körperlichen Eitelkeit sind. Ich habe Goethe einmal über seinen ‚Faust‘, ein andermal über ‚Götz von Berlichingen‘ reden hören. Er fühlte die Größe dieser Werke mit unendlicher Seelenerhebung. Aber wahrhaftig, er dachte nicht daran, daß sein Individuum der Verfasser sei; was ihn begeisterte, war die Idee, die jenen Stücken zu Grunde liegt, und ihm galt es in dem Augenblicke völlig gleich, in wessen Gehirne sie entsprungen sei. Da schrein denn gleich die Philister: „der Mann ist in sein Werk verliebt“. Der Philister muß ja wohl sein Persönchen lieben, weil kein Geist darin ist. Aber ein Mann von so erhabenen Gefühlen und Gedanken, wenn der einmal in Staunen gesetzt wird über eins seiner Geisteswerke, ist es da noch die elende Berücksichtigung seiner Persönlichkeit, daß die Persönchen in der Welt ihn angaffen möchten? Ist es nicht vielmehr die Gottheit der Idee, die ihn von neuem weg aus allem irdischen Tande zur Gottheit emporzieht? — Ich habe Goethe unendlich oft in diesem Zustande gesehn und mich dann an seiner ehrlichen Miene gefreut. Wie sagt doch Schleiermacher in einer seiner Predigten? „Wir werden angezogen, wenn wir den Frommen erblicken.“ Das fühlte ich als Knabe schon (instinktmäßig) in Stolbergs Gegenwart.[61] Und jetzt, warum erfüllt es mich immer mit heiliger Ehrfurcht, die mein ganzes Innere kräftigt, wenn ich in Augenblicken bei ihm bin, wo ein großer Gegenstand seine große Seele erfüllt? Ich habe Goethe über Unsterblichkeit reden hören mit unendlicher Bewegung, mit unnennbaren Gefühlen, ich habe ihn bei herzlichen Gegenständen weinen sehn. Wer so, mit so inniger Teilnahme an allem hängt, was gut ist, und mit ganzer Seele darin gegenwärtig ist, der ist in meinen Augen ein Frommer. Und der Philister kennt wahre Frömmigkeit kaum dem Namen nach, wie möchte er wohl den Spruch auslegen: „Ihr sollt den Klugen in der Welt eine Thorheit sein.“

Nie kann ich Goethe ansehn, ohne daß mir Stolberg einfällt, so auffallend ist mir eine gewisse Ähnlichkeit des Profils. Sie könnten der Gestalt nach Brüder sein. — So lange ich in Halle und Jena war, hat mir Stolbergs Gestalt wie die eines Engels vorgeschwebt, und jetzt noch, obgleich ich an Goethe und Schiller Freunde und Väter gewonnen habe und Führer in der Nähe, auch jetzt noch stelle ich beständig den teuren Stolberg zu ihnen, um die heilige Drei voll zu machen.

Goethe ist jetzt mit der neuen Ausgabe seiner gesamten Werke beschäftigt. Daß er den ‚Götz von Berlichingen' umgearbeitet hat, wird Dir bekannt sein. Er ist jetzt so angeschwollen, daß die Aufführung sechs Stunden währt. Das erste Mal kamen wir halb zwölf Uhr aus dem Theater. Jetzt wird die Aufführung geteilt: das erste Mal giebt man drei Akte und dann vierzehn Tage darauf die beiden andern. Das zweite Mal indes wird des Zusammenhangs wegen der dritte Akt repetiert, so daß wir diesen in Zukunft am öftersten sehn werden. Wie ist der gute Papa jetzt fröhlich über dieses Stück! Er sagte mir neulich: „Die Narren (vielleicht auch auf Babo hindeutend) haben es sich recht angelegen sein lassen, die regellose Form meines alten ‚Götz' nachzuahmen, als ob ich die mit Bedacht gewählt hätte. Damals verstand ich's nicht besser und schrieb hin, was mir in den Sinn kam." — Wir haben bei dieser Gelegenheit Hoffnung, daß der ganze ‚Faust' erscheint, Goethe wird ihn jetzt schwerlich als Fragment drucken lassen, besonders da er so manchmal die Empfindung im Herzen nährt, daß man jetzt eilen müsse, bevor die ewige Nacht eintritt.[62]

Die Recension von der ‚Eugenie' ist sehr brav und hat Goethe Freude gemacht. Er sagte mir: nur an einigen Stellen hätte der Recensent den Bohrer noch ein paar Mal umdrehen müssen; aber er bohrte doch wenigstens jedes Mal in der geraden Richtung. — Goethe sagte: „Es thut mir

wohl, doch jetzt in einem Zeitalter zu leben, wo man gerade das versteht, was ich haben wollte.“ Dann fügte er hinzu: „Wenn ich doch eine so gründliche Beurteilung vor fünfundzwanzig Jahren an meinem ‚Götz von Berlichingen‘ und an meinem ‚Werther‘ erlebt hätte!“ Er fand nicht daran Wohlgefallen, daß er war gelobt worden, sondern daß er war gründlich verstanden worden. Dann setzte er aber hinzu: „Wenn nun ein Fremder verstanden hat und zugleich billigt, so ist das natürlich eine doppelte Freude.“[63]

Nichts konnte Schillern mehr Freude gewähren, als wenn er Andern eine unvermutete Freude bereitete. So hatte er durch eine listige Kombination meinen Geburtstag ausgeforscht, den ich heimlich hielt, um nicht von den Schülern gratuliert zu werden. Er fiel auf einen Montag. Den Sonnabend vorher [27. Oktober], als ich ihn im Schauspiel [‚Turandot‘] aus seiner Loge abholte, faßte er mich unterwegs bei der Hand und fragte, wie ich denn übermorgen meinen Geburtstag zu feiern gedächte. Ich fragte ihn, wie er denn wüßte, daß mein Geburtstag wäre? — „Man hat so seine eigenen Mittel und Wege, so was auszukundschaften,“ sagte er. (Schiller hatte nach Helmstädt schreiben lassen, und dorther von Bredow mein Geheimnis erfahren.) „Daß Sie nicht zu Ihren Eltern kommen können,“ fuhr er fort, „glaube ich der Schule wegen. Da bin ich doch wohl der Nächste, um auf Sie Anspruch zu machen.“ — Ich dankte ihm mehr durch Händedruck als durch Worte und ging seelenvergnügt zu Hause. Von dem Augenblick fing bei mir die Feier meines Geburtstages an. Mit einer stillen Wonne ging ich zu Bett und erwartete mit sehnsuchtsvoller Ruhe den Montag. Um acht Uhr morgens [29. Oktober] kam mein kleiner Karl Schiller, um mir in seinem und der Eltern Namen meinen Glückwunsch zu bringen. Zu Mittag schickte er mir durch Karl den ‚Tell‘ mit der freundlichen Inschrift: Seinem geliebten Heinrich Voß, und zugleich eine Einladung, daß ich

am Abend zu ihm zum Essen kommen und dort meinen Geburtstag feiern sollte.*) Um sieben Uhr abends ging ich zu ihm; und mein Vater hätte mir nicht zärtlicher gratulieren können als dieser Mann. Die kleine Karoline war meinethalben noch eine halbe Stunde länger aufgeblieben und sagte: „Voß, ich gratuliere Dir auch.“ Auf Schillers Studierzimmer ward ein kleiner einfacher Tisch gedeckt, und im Hintergrunde stand eine Flasche Champagner. Schiller glich als Hausvater vollkommen meinem Vater. Einen solchen Abend feierten wir, wie in der ‚Luise‘ geschildert wird, mit eben so inniger Liebe und Herzlichkeit durchwürzt.

Von Goethe bin ich nicht weniger herzlich bewillkommt worden; der hat mir auf den Mittag ein kleines Familienfest gegeben.

Das schönste Produkt, welches die Ankunft der Großfürstin [Freitag 9. November] hervorgerufen, ist der dialogische Prolog von Schiller. Bei den Worten:

„Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande;
Wo Du beglückst, bist Du im Vaterlande“

bemächtigte sich die edelste Rührung der Herzen aller Anwesenden, und nie ist wohl einem Dichter schöner geopfert worden, als durch den Ausbruch der Empfindungen, der jetzt hörbar wurde. Die liebenswürdige Erbprinzessin hat geweint vor Wehmut und Freude.[64]

Heute vor drei Wochen [Freitag 16. November] war Maskerade. Schon acht Tage vorher hatte ich mich mit Schiller verabredet, daß wir uns dort treffen und recht lustig sein wollten. Als ich auf die Maskerade kam, war Schiller schon da — es war halb zehn Uhr abends. Wie freute ich mich. Aber die Freude dauerte nicht lange. Denn wie Schiller die herr-

*) An anderer Stelle: Schiller hatte mir wenige Tage vorher seinen ‚Tell‘ auf Velinpapier geschenkt. Den brachte ich ihm nun wieder und bat ihn, ein Ehrengeschenk für mich daraus zu machen.

schaftliche Loge vorbeispazierte, ward er angehalten und hineingerufen. — Nun schlich ich traurig im Saal umher, sah in die Loge hinein, wie der Fuchs nach den hohen Trauben, und sehnte mich und sehnte mich. Aber ich mußte wohl eine Stunde lang vergebens harren. Endlich nahmen die Fürstlichen ihre Shawls und Pelze und rüsteten sich zur Abreise. Und ehe ich's gewahr werden konnte, wie? war Schiller wieder aus der Loge verschwunden. Da klopfte mir einer auf die Schulter; ich sah mich um und Schiller war's. „Kommen Sie," sagte er, „ich habe Sie schon gesucht; bestellen Sie Champagner, und ich denke, wir suchen uns ein Plätzchen aus, wo es gemütlich ist." Nun führte ich ihn an einen Tisch, wo Riemer, Stoll, Hain und der Schauspieler Becker saßen.[65] Wir beiden füllten nun die beiden übrigen Plätze aus, und auf der Stelle war der Tisch mit neun Champagnerflaschen, rotem und weißem, bepflanzt. Unterdessen war die Schillern es überdrüssig geworden, länger da zu bleiben. Sie schickte nach einander drei Abgesandte an Schiller, um ihn zu bitten, sie nach Hause zu begleiten. Das stand aber dem Schiller gar nicht an; er sagte bei der letzten Botschaft: „Man will mich durchaus fort haben, aber man soll durchaus seinen Willen nicht haben." Da haben wir zusammen gesessen bis gegen drei Uhr, um unsern Trinkkönig herum, den herrlichen Schiller. Du glaubst nicht und kannst es auch gar nicht begreifen, wie liebenswürdig der Mann war, wie ein Jüngling von zwanzig Jahren, so ausgelassen fröhlich, so unbefangen in seiner Freude, so offen, teilnehmend. Der Champagner setzte ihn gerade in die Stimmung, in der er das Lied an die Freude muß gemacht haben. Ein solches Wohlwollen und inniges Freundschaftsgefühl, eine solche Treuherzigkeit kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Nun versteh' ich erst recht, was er damit sagen will: „Diesen Kuß der ganzen Welt!" und

„Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!"

„Unser teurer und geliebter Schiller soll leben!“ riefen wir, wie einstimmig, aus; das machte den Mann nicht wenig froh. Er wußte gar nicht, wie er's danken und erwidern wollte: Kuß, Händedruck, Miene voll Herz und Seele, alles schien ihm versagen zu wollen, oder vielmehr nicht in dem Grade ausdrücken zu können, wie er's wünschte, denn er häufte eins auf das andere. Denke Dir, wir tranken unsre neun Flaschen richtig aus, schwelgten in Wonne. Ich wollte, daß ich Dir eine gewisse Miene von Schiller beschreiben könnte, die ihm in herzlichen Augenblicken eigentümlich ist und den Abend gar nicht verließ. Ein eignes Gemisch von Schalkhaftigkeit, Wohlwollen, und das mit unendlicher Anmut verbunden. Doch wer beschreibt so etwas.*) Um drei Uhr gingen wir zu Hause, und ich war Schillers, oder, wenn Du willst, Er mein Führer. Denn, als die kalte Luft uns anblies, hatten wir beide einen nötig. Ich habe noch den folgenden Morgen über all die Schwindeleien lachen müssen, die wir unterwegs mit der größten Ernsthaftigkeit gegen einander fabelten. Vor seiner Hausthüre nahmen wir den zärtlichsten Abschied. „Leben Sie wohl,“ sagte der Spitz aus mir, „mein unendlich teurer Herr Hofrat,“ und dabei haben wir uns wohl zwölfmal geküßt. Zugleich gestand ich ihm, daß ich einen kleinen Rausch hätte und den nun ausschlafen wollte. „Auch ich,“ gestand er dagegen, „habe ein wenig viel getrunken.“ Noch jedesmal, wenn ich Schiller spreche, erinnert er sich mit Freude an den Abend, der ihn ganz in seine Jugendjahre versetzt habe.

Den Tag darauf [Sonnabend 17. November] traf ich ihn im Schauspielhause [‚Jungfrau von Orleans‘] auf seiner Loge. Da

*) „Siebenmal haben wir jungen Leute ihn so unter uns gehabt auf Redouten und Pickenicks,“ schrieb Voß später an Wolff. „Schon hatte ich fünf Laubthaler gespart zu einem kleinen Schmause der Art auf meinem Gartenhause, und Schiller wartete nur auf den ersten Frühlingstag, um unter uns jungen Leuten einen heiteren geselligen Abend zuzubringen. Aber sein Todestag kam früher als der erste Frühlingstag.“

sagte er mir: „Nun wollen wir bald einen vernünftigen Champagner auf meinem Zimmer haben; und," raunte er mir leise ins Ohr, „da wollen wir unter uns sein," wobei er mit schalkhafter Miene auf seine Frau und die Frau von Wolzogen deutete, die dabei saßen. Zugleich erzählte er mir, es wäre gar schön, wenn man auch im Schauspiel, auf athenische Weise, ein Stück aufführte, wo bloß Männer zugegen sein dürften. „Glauben Sie nicht, daß manches Weib verkleidet herein kommen würde? Wie wollten wir sie aber anführen," fuhr er fort, „denn nach einer Ankündigung, daß bloß Männer erscheinen dürften, würde man Zoten erwarten, und dann wollten wir ein so moralisches Stück geben, daß man es vor Moral und Rigorismus gar nicht aushalten könnte. Und dann das zweite Mal ein Stück voll Natur und Ungeschminktheit." — So ist Dir der Schiller: er kann manchmal und bei guter Laune sehr unverblümt reden und hat es gerne, wenn ihm ebenso unverblümt erwidert wird.

Ich bin fast täglich bei dem teuren Schiller und leiste ihm in diesen Tagen manchmal Krankengesellschaft, denn er hat einen heftigen Schnupfen.[67] Da erzähle ich ihm denn allerlei Neuigkeiten. Besonders interessiert es ihn, etwas von Stolberg zu hören. Ich habe ihm Idens Briefe[68] vorgelesen und soll sie auch jetzt der Schillern und Wolzogen vorlesen. Sie thaten eine außerordentlich schöne Wirkung auf ihn, er sprach mit Liebe von Stolbergen und vom Briefsteller; er hat sich angestrengt, Iden ins Gedächtnis zurückzurufen, aber es ging nicht mehr. „Desto besser," sagte ich ihm, „kennt er Sie und liebt Sie, und verdient es, Sie zu lieben." Und nun erzählte ich ihm, daß Iden mir die erste Liebe für ihn eingeflößt habe.

Iden war sein Zuhörer gewesen. „An dem Manne ist Alles liebenswürdig; selbst sein Schnupftabaksfleckchen unter der Nase kleidet ihn hold," pflegte Iden zu sagen. Und es

ist wahr. Schiller hatte vom beständigen Schnupftabaksgebrauch ein solches perpetuierliches Fleckchen.

Diese beiden Monate (bis zu Ende Januar) sind Goethes „Faullenzermonate". Er kränkelt da fast jedes Jahr, ohne eben krank zu sein, ist aber dabei äußerst gesellig und liebenswürdig. Denn, selbst unfähig zu arbeiten und zu schaffen, lebt er in dieser Zeit für häusliche Geselligkeit. Ich bin oft ganze Nachmittage bei ihm, lese mit ihm und sehe mit ihm seine Münzen und Antiquitäten durch. Gestern vor acht Tagen [Mittwoch 28. November] wurde er so gut aufgeräumt, daß er die Vulpius bat, die Persikoflasche zu holen. Bei der Gelegenheit fiel ihm eine Begebenheit ein, wo er vor zwanzig Jahren auch die Persikoflasche nicht geschont habe, und fing an zu erzählen, und während dessen wurde das Gläschen oft gefüllt und ging die Runde. Die Vulpius leerte es dreimal und ward in den dritten Himmel gesetzt, und als Goethe einmal hinausging, strömte ihr Herz über zu des lieben Geheimerats Lobe.

Ein anderes Mal haben wir wohl drei Stunden mit Taschenspielerkünsten und Lappalien der Art zugebracht, und Goethe ist auch hierbei liebenswürdig.

Manchmal geht es auch (dente Theonino) recht über Böttiger her, oder über Asts ‚Crösus', und da werden denn die guten Leutchen nicht bloß bei den Haaren, sondern auch bei dem Felle gezaust. Dem Böttiger ist er so gram, daß er ihm auch nicht Ein gesundes Haar läßt.[69] Sonst ist Goethe mild und schonend, nur gegen das kapitale Schlechte ist er streng und unerbittlich, recht um zum Ersatze gegen das Gute recht vom Grunde gerecht sein zu können. Du wirst bald in der Literaturzeitung eine heftige Drohung gegen mich vom Dr. Ast lesen für die Recension seines Sophokles. Ich hatte sehr schneidend geantwortet — und gewiß auch treffend. Als ich es aber Goethen vorlas, schüttelte er bedächtig den Kopf und sagte: „Ich muß es Ihnen nur gerade heraussagen, Sie

sind ein Hitzkopf. Wollen Sie denn mit Gewalt eine Feindschaft fortsetzen, die Ihnen über kurz und lang selbst den Sophokles verleiden wird?" Endlich sagte er: „Überlassen Sie mir die Antwort. Einen Stoß sollen Sie ihm wieder versetzen, aber nicht durch Leidenschaft, sondern durch Ruhe. Glauben Sie mir," fuhr er fort, „er wird sich mehr ärgern, wenn Sie sich durch Ruhe eine Superiorität über ihn beilegen, als wenn Sie mit gleicher Leidenschaftlichkeit erwidern. Dieses erwartet er, jenes wird ihn stutzig machen.[70] Dazu," sagte er endlich, „sind wir Alten ja da, daß wir die Jugend vor Unbesonnenheiten warnen; als wir jung waren, machten wir es selbst nicht besser, aber es hat uns Verdrießlichkeiten zugezogen in zahlloser Menge."

Ich habe in der vorigen Woche Goethe einen Akt aus ‚Richard III' metrisch übersetzt gebracht, der ihm viele Freude gemacht hat. Nun hat er mich gebeten, den ‚Othello' für die Bühne zu bearbeiten, wobei er mir helfen will.*)

Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Goethe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchliest, findet er zu seinem Schrecken, daß er darin unwillkürlich geschrieben hatte: „der letzte Neujahrstag", statt „erneute" oder „wiedergekehrte" oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom „letzten" Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denselben Tag besucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde.[71]

---

*) An Abeken (5. März 1811): „Diese Scene [die vierte des ersten Aufzugs von ‚Richard III', insbesondere die Traumerzählung des Herzogs von Clarence], die ich Schiller und Goethe mitteilte, war Ursache, daß mir die Verdeutschung des ‚Othello' aufgetragen ward."

Die sechs letzten Wochen hindurch habe ich alle Nebenstunden auf den ‚Othello' verwandt, und ich bin mit der Arbeit zu Stande gekommen und zwar so, daß ich Goethes und Schillers ungeteilten Beifall habe. So oft ich einen Stoß übersetzt hatte, ging ich zu Goethe hin und las ihm vor; und mit Schiller habe ich die Arbeit gemeinsam durchgesehn. Schiller will nun an Iffland schreiben, und hoffentlich wird dann meine Übersetzung auch in Berlin aufgeführt werden. Die drei letzten Akte las ich Goethe vor.[72] Am Ende der dritten Scene im dritten Akte rief er mir ein herzlich gemeintes „Bravo" zu, und da kannst Du leicht denken, daß ich nicht mit kaltem Herzen weiter las.

Was er am ‚Othello' bewundert, ist die unendliche Regelmäßigkeit des Plans und die große Wahrheit in den Charakteren der Hauptpersonen. Vom Cassio sagte er: „Er ist betrunken, aber nur so weit als sich noch Liebenswürdigkeit mit diesem Zustande verträgt." Dann, sagte er, hätte es ihm immer Bewunderung abgezwungen, wie es nur möglich gewesen wäre, mit einem so hohen Interesse eine so einfache Begebenheit fünf Akte hindurch auszuspinnen. Shakespeare, sagte er einmal, sei der erste Genius gewesen, den die Natur getragen hätte, und man könne es nicht begreifen, wenn man's nicht selber erlebt hätte.

Goethe will es haben, daß ich den ‚Lear' übersetzen soll; und vor einigen Tagen erzählte ich ihm, daß ich von Berlin aus Hülfe erwartete.[73] Bei der Gelegenheit sagte er: es könnten allerdings mehrere an einem Werke übersetzen, nur sei dann notwendig, daß die einzelnen Teile nicht aneinander gereiht, sondern daß sie von einem einzigen redigiert und zur Einheit verschmolzen würden; wo er denn offenbar recht hat.

Ich wollte, Du hättest Goethe den Abend gesehn, als er Hebels Gedichte gelesen.[74] Nach neun Uhr abends lud er mich noch ein. „Und wenn Sie im Schlafrock wären," sagte der Bediente, „Sie sollten nur so zu meinem gnädigen Herrn

kommen; er muß Sie noch sprechen.“ Als ich kam, sprudelte ein serapiontischer Erguß über die Gedichte, der am andern Morgen um sieben Uhr schon Recension war.[75]

Gestern Abend [Sonnabend 26. Januar] war ich bei Goethe bis elf Uhr, und er las mir aus den Alemannischen Gedichten vor, was nun aus seinem Munde gar herzig klingt.

Du wirst nichts von meiner Bangigkeit um Goethe geahnt haben und von seinen großen Leiden. „Ich selbst,“ sagte er neulich, „wußte besser, wie es mit mir stand, als es nur ein Arzt vermuten konnte.“ Stark kam aus Jena — es war am Freitag [8. Februar] Abend — der erklärte, wenn Goethe bis Sonntag früh lebte, so sei Hoffnung da. Ich wagte den folgenden Morgen nicht, vorzufragen; ich that es nach vieler Überwindung. Aber wie wurde ich angenehm überrascht. Schon in dieser Nacht hatte die Krankheit umgeschlagen, die Krämpfe hatten nachgelassen, das Fieber war sanfter gewesen, und der Geliebte hatte über die Hälfte der Nacht ruhig geschlafen. Um elf Uhr [Sonnabend 9. Februar] forderte er mich zu sich, weil er mich in drei Tagen nicht gesehn hatte. Ich war sehr bewegt, als ich zu ihm trat und konnte aller Gewalt ungeachtet, die ich mir anthat, die Thränen nicht zurückhalten. Da sah er mir gar freundlich und herzlich ins Gesicht, und reichte mir die Hand und sagte die Worte, die mir durch Mark und Gebein gingen: „Gutes Kind, ich bleibe bei Euch, Ihr müßt nicht mehr weinen.“ — Da ergriff ich seine Hand und küßte sie, wie instinktmäßig zu wiederholten Malen, aber ich konnte keinen Laut sagen.*)

Von dem Tage an ist Goethe zusehends besser geworden. Die Nacht vom Sonnabend bis zum Sonntag [9. bis 10.

---

*) An anderer Stelle: „‚Weinet nicht, gute Jungen,‘ sagte er einmal so herzlich und treuherzig zu mir und Riemer, ‚ich bleibe bei Euch‘. Bei den Worten merkten wir zuerst den Anfang seiner Genesung; denn vorher war er sehr kleinmütig, und ahndete seine letzte Stunde. Da habe ich gezittert vor Freuden.“

Februar] wachte ich bei ihm, und da hab' ich recht die Fortschritte beobachten können, die er machte, habe ihn so eigentlich genesen sehen. Als er um zwölf Uhr zum ersten Mal aufwachte, fragte er mit ängstlicher Stimme: „Hab' ich auch wieder im Schlaf gesprochen?" Wohl mir, daß ich mit gutem Gewissen der Wahrheit gemäß verneinen konnte, was ich jedenfalls gelogen hätte. „Gut," sagte er nach einer Pause, „das ist wieder ein Schritt zur Besserung." — Wenn ich ihm dann recht schmeichelte, so nahm er jedesmal ganz geduldig seine Medizin, aber mit innerer Überwindung. Nun sollte ich ihm aber auch den Leib mit scharfem Spiritus einreiben, und, wie der Arzt befohlen hatte, zweimal des Nachts. Dazu konnte ich ihn nur mit Mühe bringen. Wie ich aber gar nicht ablassen wollte und immer mehr schmeichelte, sagte er endlich ganz ruhig: „Nun denn im Namen Gottes." — Dann wachte er einmal von einem Traum auf, wo er einem Turniere beigewohnt hatte; diesen Traum erzählte er mir mit großer Freude, und in diesem Augenblicke war er an energischem Ausdruck, an Lebendigkeit ganz Goethe, trotz seiner Krankheit. Über alles rührte mich seine wirklich väterliche und zärtliche Fürsorge für mich (ob ich mir nun nicht den Kaffee machen wollte, nun nicht ein Glas Wein trinken wollte u. s. w., wobei er mich denn immer sein gutes Voßchen nannte). Wenn er dann wieder einschlief und sein Gesicht matt beleuchtet wurde, schien er mir immer so leidend auszusehen, wie einer, der eben anfängt, sich aus einem unermeßlichen Jammer heraus zu arbeiten und noch die Spuren davon in seinen Mienen trägt. Da fielen mir denn die Erzählungen von den fröhlichen Thaten seiner kraftvollen Jugend ein, die ich so manches Mal angehört hatte, und ich konnte nicht umhin, beide Zustände mit ihren schärfsten Kontrasten zusammen zu halten.

Zwei Tage nach jener Nacht [Dienstag 12. Februar] stand er zum ersten Mal wieder auf und aß ein gesottenes Ei. Bald fing er auch wieder an, sich vorlesen zu lassen. Nur hielt hier die

Befriedigung schwer. Goethe verlangte launige Sachen, und Du weißt, daß die Keiner heut zu Tage schreibt. Ich brachte ihm Luthers ‚Tischreden‘ und las ihm daraus vor. Das ließ er sich gefallen eine Stunde lang. Aber da fing er auch zu wettern und zu fluchen an über die verfluchte Teufelsimagination unseres Reformators, der die ganze sichtbare Welt mit dem Teufel bevölkerte und zum Teufel personifizierte. Bei der Gelegenheit hielt er ein schönes Gespräch über die Vorzüge und Nachteile der Reformation und über die Vorzüge der katholischen und protestantischen Religion. Ich gab ihm vollkommen Recht, wenn er die protestantische Religion beschuldigte, sie hätte dem einzelnen Individuum zu viel zu tragen gegeben. Ehemals konnte eine Gewissenslast durch andre vom Gewissen genommen werden, jetzt muß sie ein belastetes Gewissen selbst tragen und verliert darüber die Kraft, mit sich selber wieder in Harmonie zu kommen. „Die Ohrenbeichte,“ sagte er, „hätte dem Menschen nie sollen genommen werden.“ — Da sprach der Mann ein herrliches wahres Wort aus, wie mir in dem Augenblick recht anschaulich wurde. Ich selbst bin in dem Fall gewesen. Als im vorigen Sommer sich alles vereinigte, mich von Weimar weg nach Würzburg ziehn zu wollen, da fand ich nirgends Trost, so lang ich auf meinem Zimmer war. Jedes Mal aber, wenn ich zu Goethe kam und ihm mein ganzes Herz (selbst alle Schwächen meiner Innerlichkeit) wie einem Beichtvater ausschüttete, so ging ich wie mit neuem Mut gekräftigt in meine Einsamkeit zurück, und ich werde ihm diese Wohlthat an mir mein Leblang danken. Ich kann wohl sagen, daß mich Goethe in den Tagen wie neu geschaffen hat. Er hat manche Schwäche von mir bei der Gelegenheit erfahren, weil ich ihm auch gar nichts verhehlen wollte. Meine Offenheit hat mich hinterdrein auch nicht eine Minute lang gereut. Ich kann im eigentlichsten Sinne sagen, daß mir Goethe alle meine Sünden vergeben hat, oder ich mir selber, dadurch daß ich sie ihm mitgeteilt habe, und ohne dies letz-

tere hätte ich mich selber verzehrt. Ja, wären solche Beichtväter nur viele in der Welt, da wären der gekränkten Herzen weniger. —

Den Tag darauf, nachdem Goethe den Luther genossen hatte, ließ er ihn zur Thür heraus transportieren. Nun liest Goethe die Cervantischen Novellen, die ihm Freude machen.

Kaum war Goethe dabei zu genesen, so fing der liebe Schiller zu kränkeln an.[76] Der strenge Frost, die schneidende Luft wirkten vorzüglich auf seinen Körperbau, viel aber trug auch Goethes gefährliche Lage dazu bei, ihn aufs Krankenlager zu werfen. Ich fand ihn weinend an dem Tage, wo Goethe so elend war. Die folgenden Tage sah er blaß aus wie eine Leiche, er ging im Zimmer herum, aber seine Füße zitterten, und seine Stimme war matt, wie sein (sonst so glühendes) Auge. Ich habe während der Zeit von zwölf Tagen bei Schiller vier Mal gewacht und bei Goethe zwei Mal. Diese Nächte gehören zu den schönsten meines Lebens. Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Nie war sein Mut gebeugt, nicht Einmal war er launisch und unwillig. Ich bot mich am Dienstag [12. Februar] ihm zum Krankenwärter an, und der Gedanke, daß ich bei ihm die Nacht zubringen wollte, schien ihm Freude zu machen; auch war es ihm ein sichtbarer Trost, daß ich ihm von Goethe gute Nachricht brachte. Als ich um halb zehn Uhr abends zu ihm kam, war er recht elend. Sein Leib war von Blähungen aufgetrieben, dabei hatte er die hartnäckigste Verstopfung; und da er in vier Tagen nichts gegessen hatte, war er noch entkräfteter. Wenn er einmal aufstand, um im Zimmer auf- und abzugehen, griff ich ihm unter die Arme. Da sah er mich traurig an. „Bin ich denn wirklich so matt?" fragte er. Ich sagte ihm, ich stütze ihn nicht sowohl, weil er nicht gehen könnte, als vielmehr um es ihm nur zu erleichtern. Als wir einige

Male auf- und abgegangen waren, stellte er sich vor den Tisch hin, putzte das Licht, und rief nun fröhlich aus: „Voß, ich bin nicht matt; ich habe das Licht mit steifem Arm putzen können.“ Bis zwölf Uhr blieb auch die Frau oben. Mit dem Glockenschlage zwölf ward er unruhig und trieb die Frau an, zu Bette zu gehn, mit einem Eifer, den ich nicht begreifen konnte. Aber da lernte ich recht seine liebenswürdige Gesinnung kennen! Es war Vorsorge für seine Frau, denn er merkte eine herannahende Ohnmacht, und wollte seiner Frau einen Schrecken ersparen. Kaum war sie fort, so sank er mir in die Arme und lag wie tot da. Ich rieb ihm Schläfe und Brust mit einem Spiritus, und als er sich erholte, gab ich ihm Opium und Naphthatropfen.*) Als er wieder zu sich gekommen war, fragte er: „Um Gottes Willen, wie kommen Sie hierher?“ Ich beruhigte mit Liebkosungen. „Hab' ich auch verwirrt gesprochen?“ fragte er mit unbeschreiblicher Ängstlichkeit, worauf ich ihm auf das Feierlichste „Nein!“ versicherte. „Hat meine Frau auch etwas gemerkt?“ fragte er darauf. Auch von dieser Furcht befreite ich den gutherzigen Mann. — Als er sich nur erst ein wenig wieder erholt hatte, fing er auch sogleich an zu spaßen, und verglich sich mit Mohammed, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf ins Wasser steckte und wieder herauszog, eine Reihe von vierzehn Jahren durchlebt hatte. Auf gleiche Weise, meinte er, seien ihm während der kurzen Ohnmacht wohl hundert

*) An anderer Stelle: Um zwölf Uhr des Nachts ward er aber sehr unruhig und sagte zu seiner Gattin, die gewöhnlich bis diese Stunde blieb, sie möchte nun hinunter und zu Bette gehen. Sie packte also ihre Stricksachen zusammen. Da aber Schillern dies zu lange dauerte, ward er — was mich anfangs befremdete — aufs äußerste dringend und ungestüm, und bat sie um Gottes Willen, doch ihre Gesundheit zu bedenken und gleich hinunter zu gehen. Nun entfernte sie sich eilig. Kaum war sie zur Thür hinaus, als Schiller vom Sofa aufstand. Sein wilder Blick verkündete mir nichts Gutes. Sein Gesicht ward blaß. Ich eilte erschrocken auf ihn zu. Er stürzte auf mich nieder und lag wie tot in meinen Armen. Als ich ihm hierauf Brust und Schläfe mit einem Spiritus gerieben hatte, kam er wieder zu sich.

Dinge durch den Kopf gefahren. — Während dieser Gespräche stellte sich endlich wieder Erleichterung und Linderung ein.[77] „Nun,“ sagte er ganz gleichmütig, „bin ich gesund. Ich brauche mich jetzt nur zu erholen und wieder Kräfte zu sammeln.“ Und so legte er sich zu Bette und schlief in wenigen Minuten den süßesten Schlaf. Er schlief fort bis acht Uhr morgens, und ich verließ ihn schlafend.

Den folgenden Abend [Mittwoch 13. Februar] wollte ich wieder bei ihm wachen; aber er wollte es nicht zugeben, und erlaubte mir nur nach dringendem Zureden, ihm die zweite Nacht wieder Gesellschaft leisten zu dürfen. Am folgenden Tage [Donnerstag 14. Februar] war ich, während er zu Mittag nach seiner Art speiste, bei ihm, und ging um vier Uhr fort mit den Worten: „Um neun Uhr werde ich mich einstellen.“ Nun wollte er's zu meinem großen Befremden nicht zugeben. Ich erinnerte ihn an seine gestrige Erlaubnis, aber vergebens. Denke Dir, der gute Mann hatte gehört, es sei eine große Redoute den Abend, und wollte mir, „dem Redoutenfreunde“, meine Freude nicht rauben. Nach langer Überredung und Beteurung, ich könnte ohne ihn auf keiner Redoute Freude haben, ließ er es sich gefallen, reichte mir freundlich die Hand, und ich durfte bleiben. Nun sprach er von früheren Redouten, wo wir zusammen pokuliert hatten, und sagte äußerst froher Laune: „Auch heute wäre ich in Ihren Kreis auf der Redoute getreten,“ fügte aber nach einer kleinen Pause lächelnd hinzu: „da hätten Sie doch wohl sich entsetzt, und geglaubt, es sei nicht ich, sondern mein eben abgeschiedener Geist, der Sie heimsuchte!“ Ich mußte die Nacht durchaus meine Pfeife bei ihm rauchen und mich so stellen, daß er wenigstens den Dampf davon kostete und so den Vorschmack zu seiner Gesundheit einatmete. — Einsmals, wie ich bei ihm wachte, fiel es ihm ein, daß ich keine Pfeife hätte. „Sie müssen rauchen,“ sagte er so treuherzig, „mir schadet das gar nichts.“ Da hatte ich nur Mühe, dieses abzulehnen. Ich sagte ihm einmal, ich hätte nur Eins an ihm auszu-

setzen, daß er zu wenig Egoist wäre; er denkt auch wahrlich nur an die Personen um ihn her und an das, wofür er lebt, an sich aber gar nicht.

Mein Talent, Chokolade zu kochen, habe ich bei Schillern noch einmal benutzt. Ich habe ihm in einer von jenen Nächten Chokolade im Ofen gekocht, und erzählte ihm, während ich bei diesem Geschäfte kniete und den Topf rührte. — Einmal in dieser Zeit komme ich abends halb fünf Uhr zu ihm; ich fand ihn schlafend, setzte mich zu ihm, und las, bis er aufwachte. Endlich geschah dies, nach einer Stunde etwa. Er blickte erstaunt umher und fing nun recht herzlich zu lachen an: „Ich wollte Ihnen eben guten Morgen sagen und merke, daß es Abend ist." — Und nun erzählte er, daß er von vier Uhr morgens an „wie ein Eisbär" geschlafen habe.

Zum letzten Mal habe ich bei ihm gewacht am Geburtstage meines Vaters vom [Mittwoch] 20. auf den 21. Februar. Da trank er meines Vaters Gesundheit in einem viertel Glase Tokayer und aß auch ein Stückchen Kuchen. Wie schön er aber die Nacht schlief, glaubst Du nicht. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß er sich selbst betrachten und sich über sich freuen könnte, so ruhig und gesund atmete er. Da legte ich mich auch hin, und zwar zu seinen Füßen, indem ich mir zwei Stühle an sein Sofa rückte und den Kopf auf seine Bettdecke legte. Da habe ich ein paar schöne Stunden geschlafen, und als ich wieder aufwachte, lag er noch in der selbigen Stellung, ohne sich auch nur geregt zu haben.

Als er nun nach sechs Tagen genas,[78] wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte! Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm „schmarotzen". Die kleine sechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses

holden Kindes zu Ende denken wollte. Oft hat er mir während seiner Krankheit gesagt, was er so gern gesteht, daß er nur seiner Kinder wegen, die nicht vaterlos sein dürften, zu leben wünsche.

Seit der Zeit, daß Goethe das Bette verlassen hat, bin ich unzertrennlich bei ihm gewesen. Ich habe ihm Neuigkeiten erzählt, ihm vorgelesen, kurz alles gethan, was in meinen Kräften stand, ihn aufzuheitern. Und das ist Goethe nun so recht gewohnt worden. Abends, wenn es Sechs schlägt, so versammelt sich ein kleines Häufchen um ihn, außer mir noch Professor Meyer,[79] Fernow und Riemer, und da bleiben wir dann bis Acht, Neun oder auch wohl bis Zehn bei ihm, und ich muß mir jeden Abend von Neuem sagen, daß ich meinen Tag nicht lehrreicher und angenehmer hätte schließen können. Denn Goethe, obgleich er noch nicht viel arbeiten kann, ist doch in seinem Umgang ganz Goethe, so launig mitteilend von seinen ungeheuren Schätzen und so herzlich.

Gestern [Sonnabend 23. Februar] hat Goethe wieder angefangen zu arbeiten, und zweimal ist er schon ausgefahren. Und grade jetzt macht auch der Winter Miene zu weichen, auch alles Traurige weicht, um den heitern Erscheinungen Platz zu machen, und eine fröhliche Ahnung verkündet mir, daß wir des Schönen noch viel auf dieser Gotteswelt genießen werden. Nun kann ich auch wieder mit Kraft arbeiten und mit frischer Lebendigkeit an den Werken anderer Freude haben. Hier in Weimar wenigstens hat der Tod seine Macht verloren, der physische sowohl als der moralische; Alles verjüngt sich zu einem frischen und lebendigen Leben.

Heute Nachmittag [Sonntag 24. Februar] war Schiller unbeschreiblich wohl und kräftig, wiewohl es ihm noch mit dem Arbeiten nicht recht hat gehn wollen. Wir spielen jeden Tag

Schach zusammen, und das macht ihm Freude; er meinte, auf diese Weise käme er wohl zuerst wieder in seine gewöhnliche Thätigkeit hinein.

Abends ging ich zu Goethe, wo ich Fernow und Meyer (den Schweizer) fand. Da haben wir dem alten guten Papa aus den französischen, englischen und italienischen ‚Miscellen' vorgelesen.[80] Er kam wieder auf seine Krankheit zu reden; da sagte er: „Ich habe da ein Experiment gemacht, das beinahe schlimm abgelaufen wäre."

Wie fröhlich war Schiller, als ich zum ersten Male wieder mit ihm spazieren fuhr! In den unbelaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reiseplane, an die Reisen — Gesundheit, und an seine Gesundheit — Werke, die er noch zu liefern gedachte.

Kaum konnte er wieder ausgehen, so besuchte er seinen lieben Goethe [Freitag 1. März ?], nachdem er sich durch mich hatte anmelden lassen. Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen, und es rührt mich noch jedes Mal, wenn ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen, herzlichen Kusse, ehe Eines von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder seiner, noch des Andern Krankheit, sondern Beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterm Geiste vereint zu sein.

Die Schillerschen Kinder sind recht mein Leben; sie besuchen mich oft, und dann erhält jeder eine Tasse Kaffee und Bratäpfel, so viel sie wollen. Aber auch wenn nichts der Art passiert, kommen sie. Gemütvollere Kinder und von größerer Liebenswürdigkeit findest Du auf der ganzen Welt nicht, selbst nicht im Stolbergischen Hause. Nie kann ich den Kindern größere Freude machen, als wenn ich sie nach Oberweimar spazieren führe und ihnen unterwegs Geschichtchen erzähle.

Gestern [Freitag 8. März] haben wir wieder einen jammervollen Tag gehabt. Goethe bekam ein gefährliches Recidiv, und was das Gefährlichste dabei war, so ganz ohne Vorbereitung. Vorgestern Abend und Nachmittag brachte ich bei ihm zu, da war er so heiter, frisch, jugendlich, geistreich, so recht lebensfroh und wohl, als ich ihn lange nicht gefunden hatte. Wir tranken eine halbe Flasche Wein zusammen, wovon ihm etwa anderthalb Gläser zufielen. Da scherzte er, sprach von Studentenjahren; nachher lasen wir im Calpurn[81] zusammen. Als ich ihn um zehn Uhr verließ, kam August zu ihm, und der blieb noch bis nach elf Uhr beim Vater und verließ ihn auch nach seiner Meinung recht kerngesund. Kaum ist er fort, so bekommt Goethe die unerträglichsten Leibschmerzen, die bis zwei Uhr zunehmen. Da ist er so elend, daß Arzt, Apotheker und Barbier müssen bemüht werden. — Der Zustand nun dauerte fort bis gestern Nachmittag fünf Uhr, da nahm er ein Bad, äußere Umschläge und dergleichen, und fing nun erst an sich allmählich wieder zu erholen. Gestern Abend um neun Uhr besuchte ich ihn, fand ihn matt, aber heiter. Die Nacht hat er, Gott sei gelobt, wohl geschlafen, heute [Sonnabend 9. März] ist er wohl, aber sehr matt. Nun versichert Stark hoch und heilig, es sei keine Gefahr dabei, und der Kranke werde in wenig Tagen ganz genesen sein. Aber, großer Gott, wo soll das enden! —

Ich wollte, Du könntest Goethe nur einmal in seiner Krankheit sehn, Du würdest seine Seelengröße und ruhige Ergebung in Alles bewundern, aber sie würde Dir auch ans Herz greifen. Ich konnte ihm kein Wort sagen, als er mich heute zu sich holen ließ; und als er mir so freundlich und milde zulächelte, da mußte ich weinen. Vielleicht habe ich ihm in dem Augenblicke mehr gesagt, als durch Worte; denn er hatte, als ich weggegangen war, zur Vulpius gesagt: er hätte es lange gefühlt, daß ich ihn als einen Vater liebte. — Das könnte ich noch tragen, ihn für *mich* verloren zu wissen; aber ihn aus der Welt gegangen zu denken, ihn, den

Mann, den herrlichen, der Gedanke ist mir unerträglich. Mit Freuden wollte ich Verzicht darauf thun, ihn je wieder zu sehn, oder den lieblichen Ton seiner Rede zu hören, wenn ihn das erhalten könnte.

Was ich nun sehnlich wünsche, ist die Ankunft des Frühlings. Wie will ich da den Mann spazieren führen, und mir recht ein Studium daraus machen, ihn von angreifenden Arbeiten abzuhalten! Ich studiere jetzt schon mit Riemer darauf, wie wir es anfangen wollen, ihm einen angenehmen Sommer zubereiten zu helfen, ihm körperliche Bewegung zu schaffen und dergleichen. Denn das fehlt ihm; Mangel an Bewegung und Winterkälte, die schaffen ihm Unlust, und Unlust wirkt bei keinem mehr auf den Körper zurück, als eben bei Goethe.

Heute Mittag, als ich von ihm ging, schien er mir sehr wohl zu sein; und seit der Zeit habe ich auch nur gute Nachrichten gehört. Er geht wohl nicht von uns; er bleibt uns noch, der Herrliche, Edle; er hat ja selber Lust, bei uns zu bleiben, das hat er manchmal auf seinem Krankenbette gesagt. Gott gebe ihm Mut und Heiterkeit, so hoffe ich Alles.

Schiller ist ganz gesund; seine beiden Jungens besuchen mich alle Tage, da bringen sie ihre Arbeiten mit und sind dann ganz fröhlich, wenn sie nur bei mir sein dürfen. — Nun kommt des kleinen Ernst Geburtstag, da will ich ihm einen schönen Kuchen backen lassen, und den mit sieben [9!] Wachslichtern ihm ins Haus schicken.

Wir haben auf Goethes Zimmer (Riemer, Fernow und Meyer waren außer mir gegenwärtig) ein Stück aus den ‚Nibelungen‘ gelesen, das von Hagen, meinem Universitätsfreunde, herrührte. Es fehlt noch an Biegsamkeit des Ausdrucks, das war unser einstimmiges Urteil. Die Einleitung war sehr unverständlich, rauh, indexmäßig, mehr einer Re-

lation als einer Darstellung gleichend. „Was auch noch zu tadeln sein mag,“ fügte Goethe hinzu, „wir wollen diese Bemühungen mit Dank hinnehmen.“[82]

Ich habe Goethes ‚Herrmann und Dorothea‘ schon in bessere Hexameter umgeschmolzen, wozu ich vierzehn angestrengte Tage gebraucht. Goethe hat mir seinen Beifall gegeben und mich gelobt, daß ich so schonend verfahren und nie dem Charakter Abbruch gethan; er meinte, ich habe ihm, wenige Stellen ausgenommen, nichts hinein gebracht, was seinem Geiste fremd wäre. Er hat mir schon andere Sachen aufgegeben, und ich werde auch noch wohl den ‚Reineke Fuchs‘ durchzunehmen bekommen. Nun werde ich all dies noch mit ihm gemeinschaftlich durchgehn, wozu ich mich unsäglich freue.

Der ‚Lear‘ ist schon seit drei Wochen fertig. Er ist mir noch besser gelungen als der ‚Othello‘; Goethe ist zufrieden. Den fünften Akt habe ich noch nicht an Goethe abgeliefert. —

Ich soll heute [Ostermontag 15. April] bei der Schiller essen, und der kleine Ernst ist schon da, mich abzuholen.

Zwölf Tage vor seinem Tode [Sonntag 28. April] war Schiller noch bei Hofe. Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Gallakleide. Zwei Tage darnach war er zum letzten Mal im Schauspiel.[83] Als ich am Schlusse des Stückes, meiner Gewohnheit gemäß, in seine Loge hinaufging, um ihn zu Hause zu führen, hatte er ein heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Als er zu Hause kam, ward ein Punsch gemacht, durch den er sich zu erholen pflegte. Den folgenden Morgen [Donnerstag 2. Mai] fand ich ihn matt auf dem Sofa liegend, in einem Mittelzustande von Schlafen und Wachen. „Da liege ich wieder!“ sagte er mit hohler Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Teilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes. Sein Zustand wurde von Tage zu Tage gefährlicher und schien schon [Sonntag

5. Mai] vier Tage vor seinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Zitronen herein. Er griff hastig nach einer, als wenn er sie verschlingen wollte, legte sie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Den Abend verfiel er in eine Fieberphantasie und verharrte in diesem Zustande vierundzwanzig Stunden. Als sein Bewußtsein zurückkehrte, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmut ins Gesicht. Die Schillern sagte mir, es wäre gewesen, als ob er das Kind habe segnen wollen. Dann fing er an bitterlich zu weinen und steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnte ihm, wie bald er sich von dem Engel trennen sollte und fühlte es, daß er eigentlich noch nicht aufhören müßte diesem Kinde Vater zu sein.

Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bett und sprach mit großer Geisteskraft, besonders über die bevorstehende Reise seiner Gattin ins Bad. Gegen Morgen [Donnerstag 9. Mai] schlief er ein, bis zehn Uhr vormittags. Dann phantasierte er, kam wieder zu sich und nahm nun sichtbar an Kräften ab. Um vier Uhr nachmittags forderte er Naphtha; aber die letzte Silbe erstarb in seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur drei Buchstaben hervor, in denen noch der Charakter seiner Schriftzüge ersichtlich war. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe in dem, noch im Tode edeln, großen Blicke. — — —

Nach der Sektion haben wir die Gewißheit, daß Schiller länger zu leben nach Naturgesetzen nicht erlaubt war.[84] Nur bei seinem unendlichen Geiste wird es erklärbar, wie er so lange leben konnte. Dank der Vorsehung, daß er uns so lange erhalten ward. —

Die Angst und den Schmerz der Gattin und der ältesten Kinder beschreibe ich Dir nicht. Karl, der älteste, ganz das

Ebenbild des Vaters, lag auf dem Boden und wehklagte, vom fürchterlichsten Schmerz zerrissen. Der kleine Ernst saß in der Ecke, die Hände gefaltet, und weinte ruhiger. Karolinchen wußte nicht, was das Ganze zu bedeuten hatte. Der Tod, von dem sie keinen Begriff hatte, war ihr nicht fürchterlich. Sie sagte ganz ruhig: „Der gute Papa ist tot." Als sie aber die Mutter weinen sah, da fing sie auch an, zu weinen und verbarg ihr Gesicht im Schoße der Mutter. — Wie mir war, weiß ich noch nicht zu sagen. Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, fand ich mich auf meinem Zimmer. Wie ich hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich konnte nicht begreifen, was ich leider begreifen mußte.[85]

In der letzten Krankheit Schillers war Goethe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geist weinte, nicht seine Augen; und in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm Vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!" Das war Alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen.[86]

Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgnis, wie man es Goethe beibringen wollte. Niemand hatte den Mut, es ihm zu melden.[87] Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei tot. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Mut, zu Goethe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. „Ich merke es," sagt er endlich, „Schiller muß sehr krank sein," und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Die gute Vulpius hat doch so viel Fassung, daß

sie Goethe nichts entdeckt, sondern nur von einer langen Ohnmacht erzählt, aus der er sich jedoch erholt habe. Goethe läßt sich täuschen, aber er ahnt was Schlimmes. Als er zu Bette gegangen ist, stellt sich die Vulpius, die die ganze Nacht kein Auge zugethan hat, schlafend, um Goethe sicher zu machen, daß kein besorgliches Unglück vorgefallen sei, und Goethe, der die Vulpius ruhig atmen hört, schläft auch am Ende ein. Am Morgen [Freitag 10. Mai] sagt er zur Vulpius: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?“ Der Nachdruck, den er auf das „sehr“ legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. „Er ist tot?“ fragt Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!“ antwortet sie. „Er ist tot,“ wiederholt Goethe noch einmal, wendet sich seitwärts, bedeckt sich die Augen mit den Händen und weint, ohne eine Silbe zu sagen. —[88]

Den Morgen nach Schillers Tode schien der Jammer recht bei den Einwohnern Weimars eingekehrt. So wie das Unglück alle Menschen, die von ihm getroffen sind, verbrüdert, so teilten sich unbekannte Menschen, die sich begegneten, ihren Schmerz durch Gruß und Mienen mit. Es war, als ob wir Alle einen gemeinschaftlichen Vater verloren hätten. Ich habe selbst geringe Leute weinen sehn, den Friseur und Barbier und den Logenschließer im Theater.[89]

Um zehn Uhr sehe ich Goethe im Park gehen. Ich hatte aber nicht den Mut, ihm zu begegnen. — In sanftem Schmerze bringt er den Tag zu, und am Abend schon soll er gefaßt gewesen sein.

Zwei Tage nach seinem Hinscheiden [Sonnabend 11. Mai] wurde die sterbliche Hülle zu Grabe gebracht. Schneider hätten ihn tragen sollen, aber dies zu dulden, ziemte uns nicht. Dieser Mann, der in seiner ‚Braut von Messina‘ am Grabe des Manuel den Cäsar zur Mutter sagen läßt: „Er lebt in

deinem Schmerz ein selig Leben!" — dieser Mann durfte nur von Solchen beerdigt werden, die auch seinen Verlust schmerzlich zu fühlen wußten. Das ist geschehn; und ich bin überzeugt, daß wir darin den Willen des Verewigten, wenn er anders je hieran gedacht hat, erfüllt haben. Vierzehn junge Leute, und gewiß lauter solche, die es würdig waren, den Verstorbenen zu lieben, haben ihn zu Grabe gebracht. Um ein Uhr nachts trugen wir die geliebte Last an den letzten Ort hin und nahmen Abschied von ihm.[90]

Den folgenden Nachmittag [Sonntag 12. Mai] wurde ihm in der Kirche die letzte Feierlichkeit erwiesen, und unter Tönen aus dem Mozartischen Requiem haben wir den irdischen Abschied von ihm genommen. Die Kinder waren mit in der Kirche. Nicht die frostige Rede hat die Gegenwärtigen bewegt, sondern der Anblick der kleinen Emilie, die während der Rede so recht herzlich lachte, und der übrigen Kinder, die ihrem Vater bittre Thränen weinten. Diese waren es, die uns den Verlust versinnlichten, nicht die Schilderung des Geistlichen.[91] Ich will über diesen würdigen Geistlichen nicht spotten, denn was er sagte, war gut und ernstlich gemeint; aber konnte der durch Worte befriedigt werden, der des Verstorbenen Bild im Herzen trug?

Die kleine, vierjährige Karoline fragte mich: „Voß, hast Du auch den Papa mit weggetragen? Hast Du ihn zum lieben Gott gebracht? Hat er den Papa freundlich aufgenommen?" Ein ander Mal sagte sie: „Voß, Du mußt der Mama nichts vom Papa sagen, sonst weint sie; aber der Papa wird wohl bald zurückkommen." —

Heute Morgen [Montag 13. Mai] habe ich die Frau Hofrätin zum ersten Male gesprochen. Mir haben die Kniee gezittert, ehe ich zu ihr ins Zimmer trat; aber ich habe sie doch ziemlich gefaßt und wohl gefunden.

Drei Tage lang bin ich Goethe ausgewichen. Ich weiß nicht wie, aber mir graute und bangte vor seinem Anblick!

Auch er hat an die Vulpius gesagt, er wollte, daß er mich erst wiedergesehn hätte. Er hat mir herzliche Worte durch seinen August sagen und mich mehrmals zu sich bitten lassen;[92] aber ich bin erst den dritten Tag zu ihm gekommen. Als ich wieder vor ihm erschien, da fühlte ich's, daß ich ihm jetzt kein angenehmer Bote war, wie ehemals, wenn Schiller sich wohl befand, und ich dies so freudig an Goethe meldete. Ich mußte alle Kraft zusammennehmen, um den lieben Mann durch keine weichherzige Äußerung oder Miene traurig zu machen.

Am vierten Tage [Montag 13. Mai] paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünschte ihm einen guten Morgen, und fing wohl zehn bibliothekarische Fragen an, bei denen ich so wenig etwas dachte, als Goethe bei seinen Antworten, die er mit sichtbarer Geistesabwesenheit, aber mit der größten scheinbaren Geschäftigkeit mir gab. Er hatte nachher gesagt, es wäre ihm sehr lieb gewesen, daß ich ihm nichts von Schiller gesagt hätte; er wäre schwerlich gefaßt gewesen, mir mit Ruhe darauf erwidern zu können.

Goethe ist fast noch herzlicher gegen mich und Riemer geworden als ehemals. Wir sind auch nun, einer von uns beiden, beständig um ihn. In den ersten acht Tagen haben wir von Schiller gar nicht geredet. Doch am [Sonnabend] 18. Mai ging ich mit Goethe im Park spazieren, da war er in einem bewegten Zustande, wie ich ihn nimmer gesehn habe. Er hatte einen kleinen Rückfall von seinem Übel gehabt und ging zum ersten Mal im Park spazieren, wo ich ihm begegnete. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehn würde.[93] Seine Krankheitsschwäche, Schillers Tod und der Verlust meines Vaters, — alles lag schwer auf seinem Gemüt. Da redete er im Gefühl der tiefsten Leidenschaft; er sprach Worte, die mir durch Mark und Bein gingen. „Schillers Verlust," sagte er unter andern,

und dies mit einer Donnerstimme, „mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht." Ich vermochte ihm nicht zu antworten; aber nie habe ich einen größeren Jammer gefühlt, als in diesem Augenblick. Ich mußte weinen vor Wehmut, und Goethe weinte auch. Wir gingen wohl fünf Minuten stumm neben einander. Endlich ergriff er meine Hand mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit und drückte und schüttelte sie, wie er es nie gethan. — Wir sind darauf stillschweigend zu Hause gegangen. Ich ergriff seine Hand und umklammerte sie mit der meinigen, und folgte ihm so in seinen Garten hinein, wo ich stummen Abschied von ihm nahm. Ich sah ihm ins Gesicht, ich fand so viel Güte in seinen Augen, so viel Wohlwollen auf seiner Stirn, so viel menschlich Erquickendes! Er glich einem sanften Regen nach einem Gewitterschauer. Das war zu viel für mich, ich hätte in Thränen zerfließen mögen. Ich that mir noch einige Augenblicke Gewalt an und verließ ihn.

Aber ich hatte den ganzen Abend keine Ruhe, weil ich in dieser Erschütterung einen Rückfall für Goethe befürchtete. Abends besuchte ich die Vulpius; die sagte mir, er sei sehr bewegt nach Hause gekommen und habe lange Zeit mit dem Gesicht ans Fenster gelehnt gestanden. Unter andern hatte er gesagt: „Voß wird seinem Vater nach Heidelberg folgen, und auch Riemer wird man über kurz oder lang wegziehn, und dann steh' ich ganz allein!" — Endlich sei August ins Zimmer getreten, und des Sohnes Gegenwart habe seine heitere Stimmung zurückgeführt.

Ich habe ihm mehrmals schon seitdem gesagt, daß ich nicht aus Weimar ginge, daß ich sein treuer Gefährte bleiben wolle. —

Gestern Abend [Sonnabend 25. Mai] wurde ‚Maria Stuart' gegeben. Auch Goethe war darin zwei Akte hindurch. Ich wollte

noch zu ihm gehn nach der Vorstellung, aber es war dreiviertel auf zehn Uhr, als ich zu Hause kam, und Goethe war schon zu Bette gegangen. Dafür habe ich heute [Sonntag 26. Mai][94] einen Morgenbesuch bei ihm gemacht um halb sieben Uhr, wo ich ihn ungemein herzlich fand.

Sonnabend über acht Tage wird ‚Othello' gegeben. Ich habe mich vormals darauf gefreut als ein Kind zum heilgen Christ, aber jetzt ist es mir sehr gleichgültig, oder vielmehr traurig, denn ich soll ihn ohne Schillern sehn. Ich sagte einmal zu Schiller, wenn der ‚Othello' aufgeführt würde, da wollte ich mich nicht wie sonst unter den gemeinen Pöbel unten hinsetzen, sondern oben erscheinen, wo er wäre, und an demselben Abend hatte mich Schiller auch scherzhaft unter die dramatischen Schriftsteller als Mitglied aufgenommen.

Seinen Sohn will Goethe nun in die Schule geben; wozu ich mich freue, weil ich nun Gelegenheit habe, dem Vater an seinem Sohne nach besten Kräften und auf die einzig mögliche Weise ein weniges zu vergelten. Riemer bleibt bei Goethe und gewinnt dadurch den Vorteil, mehr um Goethe sein zu können, was auch ein großer Vorteil für diesen ist. Er hat Riemern lieb wie seinen Sohn, und der verdient es auch. — Riemer und ich sprechen täglich davon und machen beständig Plane, wie wir dem guten Mann sein Leben erleichtern können; und er nimmt unsern Willen für echte That.

Goethe ist im Grunde jetzt recht wohl. Ein kleiner Rückfall, den er neulich bekam, ward uns von guter Vorbedeutung. Er war dies Mal erst nach sechs Wochen wiedergekehrt und so schwach, daß Goethe schon den folgenden Tag auf sein konnte. Ich werde noch manchen seligen Augenblick durch ihn und mit ihm genießen, aber mit der Unbefangenheit, wie im vorigen Jahre genieße ich das Glück nicht mehr ihn zu besitzen.

„Wehmut ergreift mich, und die Seele blutet,
Daß Irdisches nicht fester steht, das Schicksal
Der Menschheit, das entsetzliche, so nahe
An meinem eignen Haupt vorüberzieht.“[95]

Ich genieße mein Glück mit dem Gedanken, daß es mir vielleicht morgen geraubt wird. Der Gedanke an Tod und Verschwinden trübt mir die gegenwärtige Stunde nicht, sondern macht sie mir nur ernster und heiliger. Noch ist er da, und für mich mit ihm eine schöne Lebensstunde. Goethe lehrt mich, Schillers Verlust zu ertragen.

---

5. Von Schillers Tode bis zur Übersiedelung nach Heidelberg.

(Juni 1805 bis November 1806.)

Goethe hat vorigen Sonnabend [22. Juni] einen Anstoß seiner Krankheit gehabt, aber schon wieder schwächer als das letzte Mal. Starks Prophezeiung trifft ein: Die Anfälle kehren von Zeit zu Zeit seltner und schwächer zurück, ehe sie ganz aufhören. Nur zwei Stunden hat Goethe gelitten, dann ruhig geschlafen, und am andern Morgen ist er wieder spazieren gegangen. Dieses Übel hat in ihm gewühlt, als meine Eltern hier waren.

[Voß, der Vater, folgte im Juli dem für seine ökonomischen Verhältnisse sehr vorteilhaften Rufe nach Heidelberg. Der Sohn vermochte nicht, falls er es überhaupt versucht hat, durch offene Aussprache zwischen seinem väterlichen Freunde und den Eltern eine Milderung der gegenseitigen Verstimmung herbeizuführen. Daß Heinrich einen solchen Versuch, an dessen Gelingen ihm doch viel liegen mußte, gar nicht gemacht habe, ist wahrscheinlich, denn die an sich geringe Kraft seiner Natur zur Selbstbestimmung wurde durch die Verhältnisse gänzlich paralysiert. Er hatte nur Blicke, Händedruck und Thränen.

So war der Abschiedsbesuch der Eltern bei Goethe Mitte Juni sehr kühl gewesen; doch verlebte Goethe mit Jacobi und Knebel noch einen heitern Abend im Vossischen Hause.]

Jacobi, der liebenswürdige Mann, war in dieser Gegend und hielt sich sechs Tage in Weimar auf. Goethe hat ihn in dreizehn Jahren nicht gesehn, das Wiedersehn war herzlich von beiden Seiten, aber beide haben vor Wehmut geweint, denn so vieles hatte sich seit der Zeit geändert.[96] Es war gar interessant, beide von vergangenen Zeiten reden zu hören. Bei Tische saß Jacobi an Schillers Platze, und ich hatte eine herzliche Freude daran, einen so liebenswürdigen Mann mir als Stellvertreter Schillers zu denken. Jacobi hat Schiller nie gesehn, aber von je her geliebt, und ich habe ihm viel, ja alles was ich nur wußte, von dem Entschlafenen erzählen müssen. Niemals aber habe ich meine Ohnmacht, von einem solchen Mann eine würdige und entsprechende Charakteristik zu geben, mehr gefühlt, als bei der Gelegenheit.

Jacobi hat es bei Goethe glücklicher getroffen als meine Eltern, denn jetzt ist Goethe um Vieles heiterer. Goethe hat sogar einen Geniestreich gemacht. Kaum ist Jacobi nach Jena abgereist, so folgt ihm Goethe nach [Donnerstag 27. Juni] und überrascht ihn daselbst. Das freut mich herzlich, daß Goethe meine Eltern noch einmal in Jena sieht.

[Charlotte Schiller empfand den Verlust von Heinrichs Eltern sehr schmerzlich. Sie bekennt, daß die Art, wie der Vater Voß sie beim Abschied getröstet, ihr „den ersten frohen Moment wiedergegeben habe und Mut, das Leben zu ertragen".

Auf Heinrich wirkte die Erinnerung an Schiller fort und fort mit der Kraft lebendiger Gegenwart.]

Wie preise ich mich glücklich zu einer Zeit nach Weimar gekommen zu sein, wo es mir noch vergönnt war, ein ganzes Jahr lang mit Schiller den vertrautesten Umgang zu haben. Ich kann mit voller Überzeugung sagen, er hat auch für mich gelebt, denn er hat mich zu einem besseren, freieren Menschen gemacht; wäre ich wohl einer unwürdigen That fähig, während ich seiner gedenke? Solche Männer scheiden nicht

von uns in der Todesstunde; und es ist wahr und schön, wenn Jesus sagt: „Ich will euch meinen Geist senden, ich will hinfort unter euch sein.“ Ich fühle seine Gegenwart mit allen Sinnen, jeder Spaziergang wird mir durch ihn geheiligt, jede häusliche Freude, die wir in seinem Hause genießen, wie neulich [Donnerstag 25. Juli] der Geburtstag des jüngsten Kindes, wird durch seine empfundene Gegenwart feierlicher und schöner, und vollends, wenn ich mit seinen beiden Knaben spazieren gehe, wenn ich die holden Jungen auf meinem Zimmer um mich spielen oder arbeiten sehe, da fühle ich mit wehmütigem aber doch frohem Herzen des Vaters Gegenwart.

Der älteste Knabe, Karl, ist ein schöner Junge von zwölf Jahren, schlank gewachsen, lebhaft, freundlich und unbeschreiblich herzlich, recht das Ebenbild seines Vaters, wiewohl ihm der hohe dichterische Geist fehlt. So muß der selige Schiller etwa im zwölften Jahre ausgesehn haben. Der zweite, Ernst, ist ein gar biederer Knabe, der die Züge seiner Mutter hat, ein äußerst kluger Junge, von tiefem Geiste, doch ohne Dichtertalent. Diese Jungen sind meine täglichen Gefährten; um sechs Uhr abends kommen sie zu mir und holen mich zum Spazierengehen ab, oder zur Mutter, wo wir oft Vorlesungen halten, aus der ‚Luise‘ u. s. w. Sie haben zu mir ein außerordentliches Zutraun, lieben mich innigst und sind in der Gesellschaft von Gleichaltrigen nicht so fröhlich, als in der meinigen. Ich will ihnen sein, was ich vermag, und des Vaters Segen wird auf seinen guten Kindern ruhen. Er sah sie lebend so gern unter meiner Aufsicht. Ich erzähle ihnen tagtäglich von ihrem Vater, und dann glühn dem Karl die Augen vor Freuden. Ich freue mich schon auf die Zeit, wo ich mit diesen Kindern die Schriften ihres Vaters lesen und sie mit dem Geiste derselben vertraut machen kann. — Neulich fragte mich Karl: „Sage mir, Voß, ist denn der Papa wirklich der größte Dichter gewesen, das hat mir gestern Adolf [97] erzählt.“ Du kannst denken, welche Antwort ich dem Jungen gab, und er fiel mir darauf um

den Hals und küßte mich und wußte mir seine Freude nicht genug auszudrücken. Ein ander Mal sagte er mir mit großer Freude: „Professor, ich habe eine neue Tragödie angefangen; wenn ich sie fertig habe, sollst Du sie lesen.“ Auch der kleine Ernst schreibt Tragödien, die bei ihren manchen orthographischen Fehlern gar wunderlich lauten. — Ich gebe ihnen den griechischen Unterricht, und wenn ich sie darin weit gebracht habe, werden sie mein Stolz sein. „Voß,“ sagte mir neulich der kleine Ernst, „zieh doch in unser Haus, Du kannst in Papas Zimmer wohnen.“ Da habe ich den Jungen mit Thränen in den Augen recht herzlich geküßt.

Das vierjährige Mädchen, Karolinchen, ist ein gutes Kind, voll Empfindung. Die kleine Emilie ist ein wahrer Engel, und hat des Vaters Züge. Sie kann noch nicht sprechen, aber ihre Mienen sind Sprache; ich kann mich nicht satt sehn und küssen an diesem holdseligen Wesen.[98]

Schiller hat mir mehrmals gesagt, daß ihm die ersten Jahre seiner Ehe traurig gewesen wären, weil sie anfangs kinderlos war. Erst am Ende des dritten Jahres ist der Karl gekommen.

Die Griesbach hat mir oft erzählt, wie Schiller, als er noch in Jena im Griesbachschen Hause wohnte, mit seinem Knaben gespielt habe. Eins seiner Lieblingsspiele mit ihm sei Löwe und Hund gewesen, und bald habe Schiller, bald sein Karl den Löwen agiert, und alle beide seien dann auf vier Füßen im Zimmer herumgekrochen. So habe auch ich ihn mehrmals gefunden, daß er auf der Erde lag und mit einem seiner Kinder spielte; und dann kam er mir größer vor als jener König, der so von einem spanischen Ambassadeur überrascht wurde. Am heitersten war Schiller bei Tische, wenn er sein Häufchen beisammen hatte. Dann saß er beständig zwischen zweien seiner Kinder und liebkoste und tändelte mit ihnen bei jeder Gelegenheit. Die Kinder hatten

ihn auch unbeschreiblich lieb. Wenn eines zu ihm ins Zimmer kam, so kletterte es an ihn hinan, um ihn zu küssen, und manchmal kostete es Mühe, zum Zweck zu kommen, denn Schiller war sehr lang, und that im geringsten nichts, um es den Kindern zu erleichtern, bis zu seinem Munde sich emporzuarbeiten.

Vorigen Sonntag [28. Juli] fuhr ich mit der Schillerschen Familie auf einen Tag nach Jena zu Griesbachs. Als wir den Abend zurückfuhren, amüsierte ich die Kinder, indem ich ihnen in den Wolken allerlei Bilder zeigte, die ihre kindliche Phantasie geschäftig ausmalte. „Ich sehe eine Schüssel mit Krebsen," sagte der kleine Ernst u. s. w. Karoline sah in den Wolken eine Stadt mit Türmen und Häusern. In dieser Stadt erblickte sie auch ein großes Haus. „Wer wohnt darin?" fragte die Mutter — „Der liebe Gott," antwortete das süße Kind, „aber der Papa wohnt auch darin."

Schiller hat über Anmut und Würde geschrieben. „Anmut und Würde gesellt" war sein Charakter. Selbst im Gange, in seinen seelenvollen Mienen lag Anmut und Würde; diese gebot Verehrung, jene erweckte herzliche Liebe. Aber eben diese Liebe für ihn fühlte man stets hervorstechender als die Verehrung; und so, möchte ich sagen, war die Anmut auch noch der überwiegende Teil, der sich nie verleugnete. Es ist keine Dichterfiktion, wenn Schiller singt: „Diesen Kuß der ganzen Welt!" sondern ein Hauptzug seines Charakters: denn alle Menschen sah er wie seine Brüder an, und möchte sie mit den Armen seiner Liebe umfangen. Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste. —

Wie rührend war mir's, als mir Schiller einmal sagte, — wir hatten gerade große Reisepläne gemacht —: „Ich hoffe noch nach China zu kommen; freilich, es wird schwer halten, aber die Gewißheit, es nicht zu können, würde mich

unglücklich machen" — und kaum ein Vierteljahr darauf trug ich Schiller zur letzten Ruhestatt.

Unter die schönen Plane Schillers gehörte noch eine Reise nach dem Meere, das er nie gesehen, zu dem er aber von je her eine große Sehnsucht gehabt hat.[99] „Eine Reise nach dem Adriatischen Meere," sagte er, „wird mir zu kostbar; ich brauche dazu fünfzehnhundert Thaler, die kann ich nicht daran wenden." Wir machten einen Reiseplan nach Cuxhaven. Ich erzählte ihm von den gastfreien Dithmarsen, in deren Hütten es dem großen Mann wohl geworden wäre, und von der Liebe, die er als herrlicher Schriftsteller auch in meinem Vaterlande habe. Er sagte dann wohl, daß er sich sehnte nach dem Anblicke des „großen Wasserelementes", und ich sagte ihm einmal, er müsse schon deshalb eine solche Reise machen, damit er nur sich selber verstände und einmal recht empfände, wie schön er gedichtet habe:

„Ich höre fern das ungeheure Meer
An seine Ufer dumpferbrandend stoßen."[100]

Jetzo bedarf Schiller nicht mehr des Anblickes sinnlicher Unendlichkeit; er ist in das ewige, unendliche All heimgekehrt. Dort ist sein Sehnen gestillt, sein Durst gelöscht, seine Wißbegierde befriedigt, wonach er in seinen Gedichten vergebens trachtete.

Oft im Traume befinde ich mich mit Schiller in der Gegend von Cuxhaven; ich fasse ihn unter dem Arme und führe ihn den Deich hinan. Bald sind wir oben. Ich sehe Schiller starr ins Gesicht, voll freudiger Erwartung, wie auf ihn der Anblick des Meeres wirken werde, und ganz in die Betrachtung seiner himmlischen Gesichtszüge vertieft. Aber jedes Mal, ehe wir den Gipfel erreichen, ist mein Traum verschwunden. Ich liege einsam in meinem Bette und denke mit Wehmut des teuren Vorangegangenen. —

[Goethe gelangte nur ganz allmählich wieder zu körperlichem und geistigem Wohlsein. Die Besuche der Freunde Wolf und Jacobi

erheiterten ihn; in Lauchstädt, wohin er sich am 3. Juli begab,[101] machte ihm ein Zusammensein mit dem treuen Zelter große Freude. „Man fängt wieder an, ans Leben zu glauben," schrieb Goethe in dieser Zeit an Frau von Stein, „wenn man solche Menschen sieht, die so tüchtig und redlich wirken, gegen so viele, die nur wie das Rohr vom Winde hin und her geweht werden." Das Betragen des alten Voß mochte ihm diesen Vergleich nahe legen. In Halle erregten die Persönlichkeit und die Vorlesungen des Doktor Gall Goethes Interesse in hohem Grade, und eine, in der Gesellschaft Wolfs und seines Augusts unternommene Erholungsreise über Magdeburg nach Helmstädt und dem Harz brachte mannigfache Zerstreuung und Erheiterung.

Heinrich war von Goethe aufgefordert worden, dessen Sohn, der Ende Juli mit Riemer dem Vater nach Lauchstädt folgte, zu begleiten. Er lehnte die Einladung ab, um sich ungestört den eigenen Arbeiten zu widmen und die ihm von Goethe übertragenen Aufgaben zu dessen Zufriedenheit zu lösen. Am 31. Juli berichtet er an Goethe: „Ich habe schon zwei überaus herrliche Briefe von Heidelberg und einen von der Reise erhalten. So viel Gutes nun meine Eltern von Heidelberg schreiben, so viel Gutes schreibe ich ihnen von Weimar. Dies thue ich mit Fleiß, damit meine Eltern niemals vergessen, daß für jedes Menschen Bedürfnis ein apartes Paradies existiert. Und ich habe noch eben nichts Schlimmes verbrochen, daß ich mich gleichgültig aus dem meinigen heraustreiben ließe."

Die Eltern hatten den Sohn im Grunde sehr ungern in Weimar zurückgelassen, doch nicht gewagt, ihren Einfluß auf ihn dringlicher geltend zu machen, da sie fühlten, wie viel Heinrich Goethe schuldig war, und wie sehr er zur Zeit noch unter dem Eindruck dessen stand, was er von ihm empfangen hatte.]

Ich habe in diesen vierzehn Tagen ein Geschäft eigner Art, das mich ganz beschäftigt. Goethe hat mir die Umarbeitung von ‚Herrmann und Dorothea' aufgetragen, und ich darf ändern, wo und wie viel ich will. Dazu hat er mir sein Manuskript gegeben, wo die einzelnen Verse so weit von einander abstehn, daß ich viel dazwischen schreiben kann. Ich war anfangs schüchtern dabei, doch nun habe ich, da er es

nicht anders haben will, auch toll hineinkorrigiert. „Nicht bloß begangene Sünden,“ sagte er, „sondern auch die Unterlassungssünden suchen Sie zu tilgen.“ Nun lege ich jeden Hexameter auf die Goldwage und sehe zu, das Gedicht auch in dieser Hinsicht vollkommen zu machen, ohne daß die naive Sprache und die vollendete Diktion dabei einbüßt. Goethe lachte fürchterlich, als wir einen Siebenfüßler antrafen, dem ward auf der Stelle ein Bein untergeschlagen. Goethe ist jetzt in Lauchstädt; ich gebe ihm alle Woche Rechenschaft, wie weit ich gekommen bin,[102] und wenn er zurückkommt, heute [Sonnabend 3. August] über vierzehn Tage, da wollen wir das Gedicht noch einmal gemeinschaftlich durchgehn. Goethe ist mit dem Anfang meiner Arbeit, den er nur gesehn hat, zufrieden, und sagte: sie wäre besonnen, und mit Eindringung in seinen Sinn gearbeitet. Dies Zeugnis macht mir Mut, unverdrossen fortzufahren. Nun hat er mir auch einzelne Distichen zu solcher Durcharbeit gegeben.[103]

Gott gebe, daß Goethe von nun an wohl sei; ich misse ihn so ungern, ich habe ihn so von Herzen lieb. Goethe ist so, daß man gar nichts zu seinem Lobe sagen kann, jedes Wort ist zu geringe. Ich denke auch nie über ihn, ich fühle ihn nur; aber mein Herz sagt mir Alles über ihn. Ich will ihm so oft danken und weiß dann nie die Worte zu finden; aber neulich habe ich ihm einmal nach Lauchstädt ohne Rückhalt geschrieben und so, wie es mir die Herzensstimme eingab. Und da hat der liebe Mann mir so was Freundliches sagen lassen, das ich gar nicht einmal wiedersagen mag.

Mit meiner Schule geht es fortdauernd gut. Man traute mir anfangs zu, daß ich verstände, wozu ich mich anheischig machte, und dies Vertrauen setzte man dadurch fort, daß man mir nie merken läßt, daß man sich um meine Sachen bekümmere. Ich bin durchaus frei und ungebunden, wie es der Schulmann auch sein muß. Das fühle ich mit warmem

Danke. Ich habe ein gutes, sorgenfreies Auskommen und die sichere Aussicht zu dem Direktorate. So hat der edle Goethe für mich gesorgt, der Mann, dessen größte Seligkeit darin besteht, anderen Freude zu machen.

Goethe hat nun auch seinen Sohn in die Schule geschickt. Er sitzt jetzt in Prima und macht mir außerordentliche Freude; aber dieser Junge ist mein Schüler nicht, er ist mein Freund, im engsten Sinne des Wortes. Am Sohne wünschte ich dem Vater zu vergelten, was er an mir thut; denn anders kann ich ja nicht.

Goethe forderte dringend von mir, ich sollte den Schlegelschen ‚König Johann‘ von Shakespeare für unsre Bühne ajustieren; denn die Corona Becker, Euphrosynes Tochter, ist nun für den Arthur herangereift und soll da fortfahren, wo die Mutter aufhörte.[104] Ich sitze mitten in dieser Arbeit, die aber nun bald vollendet sein wird.

Mit meinem ‚Lear‘ ist Goethe sehr zufrieden. Als er zurückkam [Freitag 6. September], da trat ich ihm freudig unter die Augen, und den folgenden Tag las ich ihm den ersten Akt, und so die folgenden Tage der Reihe nach die übrigen Akte vor.

Goethe ist mit meiner Arbeit [‚Herrmann und Dorothea‘] zufrieden und will jetzt mit mir das Ganze noch einmal durchgehn, wobei wir, wie er sich ausdrückte, einmal ein ganzes Vierteljahr auf Hexameter verwenden wollten.

Goethe sagte mir vorgestern [Donnerstag 7. November], ich hätte mich seit der Othelloübersetzung recht herausgemeistert, und es mache ihm Freude, daß ich mich durch diese Übersetzung als einen würdigen Shakespeareleser legitimiert hätte. Er ließ auch eine Flasche Wein holen, die wir der Übersetzung zu Ehren auszechten. Es ist eine Wonne, von Goethe gelobt zu werden, aber um meiner selbst willen freute ich mich, daß er seit einem halben Jahre Fortschritte in mir bemerkte.

[Sonntag 10. November.] Heute ist Schillers Geburtstag; wie war ich vor dem Jahre froh! Schon um sieben Uhr morgens begrüßte ich ihn, und wie liebevoll empfing er mich und schloß mich in seine Arme; auch zu Mittage war ich bei ihm. Ach, die schönen Zeiten, wo dieser Edle noch unter uns war! — Schillers Gattin erfüllt mich mit Ehrfurcht; sie trägt ihr Schicksal mit Standhaftigkeit und mit freudigem Mute. Sie lebt nur für ihre Kinder und in der Erinnerung an Schiller.

[Januar.] Goethe ist nicht wie er sein sollte. Seine Nieren sind wahrscheinlich desorganisiert. Er hat täglichen Blutabgang durch den Urin; oft aber stockt dieser, und dann ist er sehr krank. Ich glaube, daß er alt werden kann, aber gesund wird er nie wieder. Gott erhalte ihm nur seine frohherzige Laune. Neulich sagte er: „Wenn mir doch der liebe Gott eine von den gesunden Russennieren schenken wollte, die zu Austerlitz gefallen sind!“ — Das Schauspiel besucht er fleißig, auch geht er jeden Tag im Park spazieren.

[Gegen Ende 1805 war das alte gichtische Leiden Heinrichs zurückgekehrt, es hatte sich diesmal nach dem Gesicht zusammen gezogen. „Schon seit zehn Wochen,“ berichtet er am 24. Februar 1806 von Jena aus, „leide ich an einer kranken Unterlippe; das Sprechen in der Schule und die gottverfluchten Salböle und Schmiralien, die man mir in Weimar verordnet hat, haben mich so zu Grunde gerichtet, daß ich auf Griesbachs ernsthafte und freundliche Einladung und Goethens väterlichen Rat mich entschlossen habe, nach Jena zu gehn und mich hier gründlich kurieren zu lassen.“ Am 12. April kehrte Heinrich nach Weimar zurück, ohne daß eine wesentliche Besserung eingetreten war.]

Bei Goethe hab' ich seit meiner Zurückkunft schon einige vergnügte Abende zugebracht. Es kommt mir vor, als wenn er mit seinem Oberrock an jedem Abend zugleich alle seine

Sorgen auszieht. So, sagt man, soll er mit seinem grünen Ministerrocke auch noch allerlei anziehn; aber in diesem habe ich ihn noch nicht gesehn, wiewohl ich zwei Jahre hindurch fast sein täglicher Hausgenoß bin.

Ich habe ihm gestern [Mittwoch 23. April] viel von meinem Onkel Boie erzählt, und mich erquickte recht seine Teilnahme. Ich wollte, daß ich dies alles noch meinem Onkel hätte schreiben können; er wäre um eine Freude reicher aus der Welt gegangen.[105]

Der liebste von allen Menschen, die mir durch den Tod entrissen sind, ist Schiller. Gestern [Freitag 9. Mai] an seinem Todestage hat mich die Erinnerung an ihn gar nicht verlassen können; ich ging im Park spazieren, alle Plätze, wo ich je mit ihm gewesen war, schienen mir ein Heiligtum zu sein, denn sie gaben mir Empfindungen, die man an heiligen Orten nur fühlt. Aber der Glockenschlag Sechs machte mich grausen, es war der Augenblick seines Todes. — Die Hofrätin zu besuchen, fühlte ich gestern nicht Mut genug, aber heute [Sonnabend 10. Mai] will ich sie sehn. Die kleine Emilie, die nun läuft und spricht, ist ein allerliebster Engel; das Kind hat so viel Ausdruck der Güte und des Geistes in seinem Gesichtchen. Schiller hat sein Vaterglück nicht im ganzen Umfange genossen, da er dies Kind nicht so gesehen hat; aber das Kind dauert mich, daß es den Vater nicht gekannt hat, da keine Schilderung ihr in Zukunft eine erschöpfende Darstellung von ihm geben wird. Wenn Schiller jetzt einen Blick auf seine Kinder herabwerfen könnte, so würde er mit ihren Fortschritten im Guten zufrieden sein. Welch eine innere Freude habe ich, daß ich dazu beigetragen, daß ich auch in Zukunft noch viel beitragen kann, seine Kinder recht brav zu machen. In solchen Augenblicken, wo ich dies fühle, fühle ich auch, daß ich Schillers Freund gewesen bin. Das ist der höchste Gipfel meiner beseligenden Liebe zu diesem einzigen Manne.

Hast Du schon das Bild unseres Schillers gesehen, welches der Kupferstecher Schmidt[106] gearbeitet hat? Es ist herrlich, es drückt ganz Schillers Charakter aus. Ich kann mir Schiller in allen Situationen bei diesem Bilde denken: seine ernste Miene, wenn er eine Scene aus der ‚Braut von Messina' vorgelesen hatte, — seine sanfte Miene, wenn er mit seiner kleinen Emilie spielte, — seine heitre Miene, wenn er mit uns auf Weimarischen Redouten pokulierte. Es ist mir, wenn ich es lange ansehe, als ob es reden wollte, und dann glaube ich die lieblichen Züge zu erblicken, die sich auf seinem Gesichte, besonders auf der Stirn und um die Augen darstellten, wenn er zu sprechen anfing.

Schiller ist mir wie eine in mir festgewurzelte Idee.

Noch denke ich mit Freude eines Abends, wo Schiller in unserem Hause, auf unserem schwarzen Sofa, unter Agnes' Bilde,[107] ich möchte sagen, mit Begeisterung von Goethes durchaus edler, aber oft verkannter Natur sprach. Und aus welch einem Herzen entsprangen diese Worte! Wahrlich, eine schönere Verherrlichung giebt es nicht! kann es nicht geben! Die Nachwelt wird staunen über die Größe und Tiefe seines Geistes. Lieben und mit Innigkeit an ihm hangen wird sie, wenn sie erfährt, daß ihn Schiller mit ganzer Seele geliebt hat. Den Vorzug hat Schiller in seinen Werken vor Goethe, daß er keiner Verherrlichung durch Andere bedarf. Wer ihn, den Menschen, auch nicht aus den theatralischen Werken ganz erkennt (denn auch Bösewichter und Schurken hat er mit objektiver Wahrheit darzustellen gewußt), der braucht nur in seinen Gedichten zu lesen; dem möchte ich das Lied an die Freude zu lesen geben, worin so ganz das Herz und die Gesinnung redet. Es schmerzt mich tief, so oft ich sehe, daß der Edle von dieser Seite verkannt wird, oder wenn ich ein Urteil der Art höre: „Schiller sei nicht überall objektiv gewesen." Soll denn bloß und allein

das Wert haben, was allen großen Geistern gemein ist, das von allem Menschlichen entäußerte Göttliche im Menschen, das, worin Shakespeare, Goethe, Cervantes, Schiller ununterscheidbar eins sind? Ist nicht auch die menschliche Seite des Menschen göttlich, besonders in einer Natur wie Schillers? Und lassen sich beide Seiten denn auch so trennen, daß man sie wie abgesonderte Teile neben einander hinstellen kann? — Wie sehr wünschte ich, daß auch Goethe mehr solcher Gedichte gegeben hätte, durch die man unmittelbar in sein Herz blicken könnte.[108]

Ukert, der gute Junge, ist in diesen Tagen zu den Schillerschen Kindern als Hofmeister gekommen, ich habe ihn dem Vater Goethe dringend anempfohlen und ich wollte, daß er ihm meine Stelle ersetzte.[109]

[Während der Sommerferien 1806 besuchte Heinrich die Eltern in Heidelberg. Auf den nur halb Genesenen wirkte das Wiedersehen von Mutter und Vater, der Anblick einer herrlichen, nie zuvor gesehenen Gegend überaus wohlthuend, so daß der Plan, den Eltern nachzuziehen, durch die Zustände und Ereignisse, die in Folge der Schlacht bei Jena über Weimar hereinbrachen, schnell zur Reife geführt wurde.]

Ich habe dies Jahr Goethe nur wenig genossen, und die wenigen Male, die ich ihn sah, empfing ich Worte und mitleidige Blicke über meinen Zustand; ich kann ihm nicht vorlesen, ich kann keine Hexameter mit ihm machen, ich muß stumm bei ihm sitzen und darf nur stammeln statt zu reden; darum gehe ich jetzt seltner hin als im vorigen Winter.

Außer ‚Herrmann und Dorothea' habe ich nichts durchgesehen.[110] Nur schade, daß ich nicht dazu gekommen bin, sie noch einmal mit ihm gemeinschaftlich durchzusehn. Das

wollten wir immer, aber in der letzten Zeit hat meine Lippe mich abgehalten.

Wo ich den 14. Oktober war? in Weimar; ich schrieb gerade an der Recension des Schlegelschen ‚Rom‘, an der ich vierzehn Tage en suite gearbeitet hatte. Als aber die Kanonenkugeln über unsere Stadt flogen, *σμερδναῖσι γαμφηλαῖσι συρίζοντες φόνον*, da mußte ich wohl aufhören, und wenn Du diese Recension einmal in die Hand kriegst, so wirst Du meine Angst noch in dem übereilten Schluß wahrnehmen.[111]

Goethe war mir in den traurigen Tagen ein Gegenstand des innigsten Mitleidens; ich habe ihn Thränen vergießen sehen. „Wer," rief er aus, „nimmt mir Haus und Hof ab, damit ich in die Ferne gehen kann?" — Sich selbst hat er plündern müssen, um nicht geplündert zu werden.[112]

Mir war es rührend, wie Goethe am zweiten Abend nach der Schlacht [Donnerstag 16. Oktober], als wir um ihn versammelt waren, der Vulpius für ihre Treue in diesen unruhigen Tagen dankte[113] und mit den Worten schloß: „So Gott will, sind wir morgen Mittag Mann und Frau."

[Sonntag 19. Oktober]. Goethes Heirat scheint mir die Frucht von seinem damaligen Gefühl gewesen zu sein, daß auf Erden eine allgemeine Gleichheit eingetreten sei. Er dachte wohl zunächst an die möglichen Wechsel der Dinge und wünschte die versorgt, der er doch so viele Verbindlichkeiten schuldig ist. Die Vulpius mag sein, was sie will, für Goethe hat sie von je her mit beispielloser Treue gewacht, und sie durfte mit Recht Anspruch auf seine Dankbarkeit machen. Auch ist sie ja immer die Mutter seines geliebten Sohnes. Irdische Verhältnisse mögen Goethe bisher abgehalten haben, die Vulpius zu heiraten; aber wann konnten solche Rücksichten weniger Statt finden, als zu der Zeit, wo Alles sich auflösen zu wollen schien. Und welchen Zeitpunkt konnte

Goethe bequemer wählen, das zu thun, was er schon lange hat thun wollen, als zu einer Zeit, wo die Stadtfama mit viel wichtigeren Dingen beschäftigt war, als auf eine solche Kleinigkeit zu merken. Als man sich wieder besinnen konnte, war Goethes Heirat schon etwas Altes und Verjährtes.

Lieber, die Vulpius ist nicht so schlimm, wie Du sie denken magst. Sie ist sinnlich, d. h. auf Vergnügungen ausgehend. Aber so lange ich sie kenne, hat sie nichts gethan, was auch bei dem strengsten Rigoristen ihre Renommée verdächtig machen könnte. Man braucht sie wahrlich nicht zu überschätzen, man lasse ihr nur, was sie hat. Wir haben immer ein gut Leben mit einander geführt.[114]

Durch die zwei oder drei schlimmsten Tage bin ich gut durchgekommen, wiewohl nur vermöge einer übernatürlichen Anspannung. Ich war Hausvater, Dolmetsch, Koch, Küchenmagd, kurz alles in allem; ich mußte meine Hauswirtin trösten und die einstürmenden Franzosen besänftigen. Manche Situation, die ich erlebt, könnte mir unter andern Umständen sehr lächerlich dünken, z. B. wie ich einmal mit der Hauswirtin eine Kartoffelsuppe in einem großen Kessel kochte, und ihr dabei eine Vorlesung über Hoffnung, Vorsehung, Geduld hielt; und doch versichere ich, daß ich wohl nie mehr von Herzen gesprochen habe, als in dem Augenblick. — Geplündert sind wir nur wenig. Ich habe wenig verloren. — Zum ersten Mal habe ich mich vor acht Tagen g e f r e u t, daß Schiller nicht mehr lebte. Gott! wenn ihn dieser Unfall in der T o d e s s t u n d e betroffen hätte!

[Schillers Familie hatte im Schloß sichere Zuflucht gefunden und nur kurze Zeit unter dem allgemeinen Mangel an Nahrungsmitteln zu leiden. Goethes Haus blieb verschont, obwohl zu wiederholten Malen mit zahlreicher Einquartierung belastet, sein Leben, wenn auch für Augenblicke bedroht, blieb ungefährdet.

Das Gymnasium wurde vorerst geschlossen. Die Direktorstelle hätte Voß, seiner Kränklichkeit wegen, auch in ruhigen Zeiten nicht bekleiden können. Der Vater Voß wandte sich an Goethe mit der Nachricht, daß man in Heidelberg beschlossen habe, seinem Sohne die zweite Professur für Philologie zu geben, und mit der Bitte, „ihm den Entschluß durch Zureden zu erleichtern, und ihm seinen Abschied vom Gymnasio zu beschleunigen."

Alsbald schied Heinrich aus dem Lehrerverbande aus und verließ Weimar in der ersten Hälfte Novembers.[115]]

„Der Abschied vom Schillerschen Hause und von Goethe ist mir schwer geworden, und auch ihm, dem guten Vater, wie sein gerührter Blick und der letzte Kuß, den er mir auf die Backe drückte, mir versichert haben. Es mußte aber geschieden sein. Ich weiß, er hat mich ungern verloren; er hat es mir selber gesagt, und die Thränen traten ihm in die Augen."

[Schillers Witwe einen Abschiedsbesuch zu machen, fühlte Voß sich nicht stark genug.[116] — Als Reliquien nahm er mit sich eine Haarlocke Schillers, das Exemplar des ‚Tell' mit des Dichters eigenhändiger Widmung, eine seiner Tabakspfeifen und eine Tasse. Das teuerste Andenken, Schillers Stehpult, mußte er wegen der Schwierigkeit des Transportes zurücklassen.

In Frankfurt begrüßte Voß „die alte, herrliche, mitleidige Mama Goethe", die ihn „auf das Zärtlichste" aufnahm und von ihm durch beruhigende Nachrichten über das Schicksal Weimars und ihres Sohnes erfreut wurde.]

(Hier schließt die Reihe der zusammenhängenden Berichte.)

6. Die ersten Jahre in Heidelberg (1807—1810). — Besuch in Weimar 1811.

„Fast wie der verlorene Sohn, so ward ich aufgenommen," schrieb Voß über den Empfang bei den Eltern an Charlotte Schiller im Dezember 1806, und zwar „verloren" im leiblichen und geistigen Sinn, wie aus dem Briefe hervorgeht, den Heinrich wenige Monate später ebenfalls an Charlotte Schiller sandte: „Mein Vater ist unbeschreiblich froh, daß er mich wieder bei sich hat; sein Plan nach Würzburg, in welchen ich nicht einstimmen konnte, scheiterte, und seit der Zeit hat er die Hoffnung, mich wieder bei sich zu sehen, fahren lassen."

So wohl es aber Heinrich auch anfangs bei den Seinen, unter neuen Umgebungen und Menschen werden mochte, bald fing er an, zu entbehren, was er in Weimar besessen hatte. „Sollen wir nicht die Hoffnung nähren dürfen," fragt er Ende Januar 1807 in einem Briefe an Goethe, „Sie, Verehrter, bei uns zu sehen? ich bin manchmal so kühn in meinen Wünschen, und denke, Sie könnten uns Ihren August gönnen, und wenn seine Stunde schlägt, ihn selbst herbringen. Welch ein Jubel sollte rege werden, wenn es hieße: Goethe, der Geliebte, der Allverehrte wird in unsere Mitte treten!" Schon im Februar klagt er: „Was ich hier Gutes habe, es ist ein Gut für sich, und kein Ersatz für das Verlorene," ähnlich im Juli: „Der Umgang mit meinen Eltern ist mir viel wert; aber als Ersatz für das, was ich in Weimar und Jena verloren, sehe ich ihn doch nicht an." Im Oktober des selben Jahres berichtet er dem Meister, im Hinblick auf Augusts Kommen, ausführlich über die Lehrthätigkeit der Professoren und über das studentische Leben in Heidelberg. Goethes Sohn, der am 4. April 1808 Weimar verließ und sich zunächst einige Wochen bei der Großmutter in Frankfurt aufhielt, wurde dort am 13. April von Voß, brieflich, begrüßt: „Ich freue mich unaussprechlich, Sie wie-

derzusehen, und auf längere Zeit an demselben Orte mit mir zu wissen. Wir wollen das alte Leben in Weimar wieder anknüpfen, und am Neckar wie an der Ilm wie Freunde und Brüder leben."[117]

Nachdem August Ende April in Heidelberg eingetroffen war, mußte Vossens Erinnerung an die schöne Vergangenheit täglich froh und schmerzhaft belebt werden. Jetzt zeigt sich das Gefühl des Verlustes gesteigert, die Sehnsucht vermehrt: „Schon oft habe ich mich zurückgewünscht, Weimar mit Jena erregen in mir Vaterlandsempfindungen. Nicht freiwillig bin ich weggegangen, sondern mich hat das Schicksal weggetrieben. — — Im Jahre 1804, als Schiller noch lebte, als meine Eltern noch in Jena wohnten, hatte ich keine Wünsche — ‚Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder' — mein Lebensmai blühte im Jahre 1804. Welch ein unseliges Geschick trieb mich damals von Weimar weg; und wenn ich auch hier noch einmal so recht von Herzen glücklich werde, so bleibt es doch immer ein hartes Geschick, das mich aus meinem mütterlichen Boden entwurzelt hat."

August Goethe studierte drei Semester, bis Herbst 1809, in Heidelberg Jurisprudenz. Goethes Briefe an ihn während dieser Zeit lassen die warme Liebe fühlen, mit der er den Sohn in seinem Herzen hegte. Unter den mancherlei schriftlichen und mündlichen Empfehlungen, die er ihm mitgegeben, waren die an Augusts künftigen Lehrer, den Juristen Thibaut[118] und an die Familie Voß die wichtigsten. Wie wert Goethes Sohn der letzteren wurde, bezeugen nicht nur Heinrichs Briefe an Goethe, sondern auch Äußerungen der Eltern Voß. So schreibt der Vater an Knebel; „Sein August ist mir gar lieb, und gehört zu meinen Hausfreunden"; Ernestine Voß an Paulus: „Als Goethes Sohn in Heidelberg studierte, den wir in seiner kindlichen Unbefangenheit gerne hatten, fand er in unserem Hause die Aufnahme, welche es ihm zum Bedürfnis machte, oft wiederzukehren. An Heinrich schloß er sich kindlich an, wie er es in Weimar

gewohnt gewesen war, und nahm Rat und Warnung so herzlich hin, wie Beides gegeben ward."

Wie einst dem Vater Goethe, so hatte Voß jetzt Gelegenheit, sich dessen Sohne als Krankenpfleger liebevoll und nützlich zu erweisen, denn August erkrankte im September 1808 nicht unbedenklich. Zwei Monate später besuchte Christiane den Sohn, von Frankfurt aus, wohin Goethe seine Frau geschickt hatte, damit sie bei der Ordnung des Nachlasses seiner, am 13. September heimgegangenen, Mutter gegenwärtig wäre. „Kommst Du nach Heidelberg," schließt Goethes Brief an Christiane vom 31. Oktober 1808, „so gehe nach Deiner Art sachte zu Werke. Was August wohlgethan ist Dir das nächste, denen danke, sei freundlich und wohlgemut mit ihnen. Was sich sonst zeigt lehne nicht ab, und schaue rings umher. Sie hassen und verfolgen sich alle einander, wie man merkt um nichts und wieder nichts, denn keiner will den andern leiden, ob sie gleich alle sehr bequem leben könnten wenn alle was wären und gölten." Diese Andeutung unerfreulicher Zustände in dem Heidelberger Kreise wird man zum Teil auch auf den Vater Voß und die Seinigen beziehen dürfen; sie wird ergänzt durch Goethes Brief an August vom 5. Dezember 1808: „Mich freut es, daß Du an dem Vossischen und Thibautschen Hause so gute Freunde gefunden hast. Lasse Dich ja nicht durch Kleinigkeiten empfindlich oder gar mißtrauisch machen und lerne bei Zeiten, daß man in der Welt was nur irgend möglich ist, vermitteln soll. Es giebt Verhältnisse genug mit denen das nicht angeht."[119]

Nach Augusts Weggang von Heidelberg schrieb Heinrich an Goethe: „Den Verlust Ihres August können wir nicht verschmerzen; mein Vater hatte ihn so lieb, wie Sie mich, als Sie mich nach Weimar hinzogen. Oft wenn es abends klingelt, meinen wir, es sei der liebe August."

Inzwischen hatte Vossens Gesundheit sich gebessert, zumal nach endlicher Heilung des Lippenübels hob sich seine

Stimmung, und er war nunmehr im Stande, sich dem neuen Beruf und der häuslichen Übersetzerarbeit mit frischem Mute hinzugeben. In solcher Thätigkeit vermochte er zugleich seine Sehnsucht nach Weimar zu lindern; durch fleißiges Briefschreiben suchte er die Verbindung mit Goethe und mit Schillers Witwe lebendig zu erhalten.

Im Sommer 1810 lebte Charlotte Schiller mehrere Wochen in Heidelberg. Der fast tägliche Verkehr mit der Familie Voß that ihr herzlich wohl, und gern sah sie ihren ältesten Sohn, Karl, der in Heidelberg seine Studien fortsetzte, im besonderen Umgang mit seinem alten Lehrer. Ehe sie aber ihren Besuch im darauf folgenden Sommer wiederholte, erschien im Frühling 1811 Heinrich in Weimar. Ihm zu Ehren gab sie ein Mittagsmahl.

Über das Wiedersehen mit Goethe berichtet Heinrich: „Von Goethe bin ich überaus freundlich empfangen worden [Mittwoch 24. April 1811], wie ich es erwartete, aber nicht eben nach alter Weise herzlich. Ich hatte auch darauf nicht gerechnet, und ging vergnügt[120] von ihm. Denke Dir nun meine Freude, als ich den folgenden Mittag, den ich bei ihm zubrachte, ganz den alten, väterlich gesinnten, liebenden Goethe wiederfand. Da war ich trunken vor Freude.*) — Den Tag darauf [Freitag 26. April] reiste ich mit Frau von Goethe und Riemer auf einige Stunden nach Capellendorf. Goethe hatte mich gebeten, erst mit seiner Frau zu frühstücken. Als ich hin kam — wen fand ich? Goethe selber mit frühstückend, an seinem alten Platze, und ich an dem meinigen von ehemals. Das

*) An anderer Stelle: „Zu Goethe ging ich mit sehr geringen Ansprüchen. Daß er mir noch gut war, wußte ich; daß er mir die alte Herzlichkeit sollte erhalten haben, durfte ich kaum hoffen: wie sehr ich's auch wünschte. Ich war ja seit $4^1/_2$ Jahren sein Hausfreund nicht mehr, und in solcher Zeit ändert sich manches. Er empfing mich nicht eben herzlich, aber mit einer Freundlichkeit, die von Herzen kam, und ich ging vergnügt von ihm. Denk' Dir nun meine Freude, als ich am folgenden Mittage bei ihm ganz den alten, väterlich gesinnten, liebenden Freund wiederfand.“[121]

war doch recht schön von Goethe, daß er mir diese Freude machte. Glücklicher Weise verspätete sich die Ankunft des Wagens, und wir blieben zwei und eine halbe Stunde beim Frühstücke sitzen, wo Goethe mir eine Sardelle nach der andern vorlegte, und ich nun kaum Wein genug trinken konnte, um den heißen Stein im Magen abzukühlen. Prächtig war Goethe den Morgen. Ich kam ganz erhitzt an, weil ich eben Falk besucht und mit ihm gehadert hatte. Ich erzählte Goethe den ganzen Streit, und wir machten aus, ‚daß Falk ein Esel sei'.[122]

Außerdem habe ich Goethe noch einmal gesprochen und mit ihm gespeist."

---

7. Goethe in Heidelberg 1814 und 1815.

Im Juni 1814 hatte Voß an einen Freund geschrieben: „Sowohl ich, als, was mehr sagen will, auch mein Vater, haben Goethes Gunst verloren, von dem Augenblick an, wo wir Miene machten, aus Weimar und Jena zu ziehen. Goethe ist von Egoismus nicht frei zu sprechen. Was ich ihm schuldig bin, vergesse ich nie, und ich liebe ihn auch jetzt noch; aber es ist nicht die reine Liebe, mit der ihn R—z[123] lieben kann, nach dem reizenden — ach! mir so wohlbekannten Gemälde, das er mir in einem seiner Briefe entwirft. Auch ich war in Arkadien; aber in dies Arkadien komme ich nicht wieder."

Deutlich gewahrt man hier, wie der übermächtige Einfluß der Eltern, deren Denk- und Empfindungsweise der Sohn mit den Jahren und bei zunehmender Kränklichkeit immer mehr anheimfiel, das Vertrauen Heinrichs bereits getrübt hat. Doch sollte er alsbald inne werden, wie herzlich Goethe noch für ihn empfand.

Die Beschäftigung mit altdeutscher Kunst, die Beziehungen zu den Brüdern Boisserée, deren bedeutende Gemälde-

sammlung sich seit 1810 in Heidelberg befand, seine Reisen in die Rhein-, Main- und Neckargegenden führten Goethe in den Jahren 1814 und 1815 in Vossens unmittelbare Nähe.

Am 24. September 1814 traf Goethe in Heidelberg ein und blieb da bis zum 9. Oktober. Seine Tagebücher schweigen über diese Zeit, was er in den Werken darüber hier und da mitteilt, ist unerheblich und skizzenhaft. Folgende Stelle aus einem Briefe an Knebel vom 9. November 1814 verdient um so mehr hier angeführt zu werden, als sie gewiß auch auf den „Heidelberger Cyklopen und Familie" (wie Goethe den alten Voß und die Seinen gelegentlich nennt) und auf die von Heinrich im Folgenden namhaft Gemachten bezogen werden darf. „Unter denjenigen Vorteilen," schreibt Goethe, „welche mir meine letzte Reise gebracht, stehet wohl die Duldsamkeit oben an, die ich, mehr als jemals, für den einzelnen Menschen empfinde. Wenn man mehrere Hunderte näher, Tausende ferne beobachtet, so muß man sich gestehen, daß am Ende jeder genug zu thun hat, sich einen Zustand einzuleiten, zu erhalten, und zu fördern; man kann Niemand meistern, wie er dabei zu Werke gehen soll, denn am Ende bleibt es ihm doch allein überlassen, wie er sich im Unglück helfen und im Glücke finden kann. In diesen Betrachtungen bin ich dieses Mal sehr glücklich durch die Welt gekommen, indem ich von Niemand etwas weiter verlangte, als was er geben konnte und wollte, ihm weiter nichts anbot, als was ihm gemäß war, und mit großer Heiterkeit nahm und gab, was Tag und Umstände brachten; und so hab' ich Niemanden in seiner Lebensweise irre gemacht. Überzeugung, Sitte, Gewohnheit, Liebhaberei, Religion, alles erschien mir durchaus den Personen gemäß, die sich gegen mich äußerten, und so habe ich es auch in Ansehung des Geschmacks gefunden."

Heinrich berichtete an die Freunde, wie folgt.

„Es war mir eine rührende Freude, Goethe wiederzusehn, und er war so überaus freundlich mit mir, fast wie in den weimarischen Zeiten. Er ist vierzehn volle Tage bei uns gewesen und hat bei den Brüdern Boisserée, eigentlich wohl bei ihren Gemälden gewohnt. Sein erster Besuch war bei meinen Eltern, und er kam so freundlich und zutraulich, wie in den ersten Jenaer Zeiten.[124] Am folgenden Tage gingen die Schmausereien an. Auch wir Professoren, nebst einem Anhange von Beamten, Ärzten u. s. w. gaben ihm einen gemeinschaftlichen Schmaus im Karlsberge.[125] Mehrere meiner Collegen, nämlich Daub, Creuzer und Wilken sind Goethe aus dem Wege gereist, oder vielmehr dem Saus und Braus. Thibaut, der zu einem Schmause bei sich durchdrang und dazu allerlei Collegen einlud, unter denen einige Goethe völlig unbekannt waren, vergaß sie Goethen vorzustellen, und so ist es zwischen Goethe und Schwarz, Fries u. a. gar nicht einmal zu einer Bekanntschaft gekommen.[126] Genossen haben ihn nur wenige; denn beim Essen und Trinken, besonders wo Gaffer herumstehn, ist Goethe ein Mann wie unser eins.

„Daß die Heidelberger über Goethe entzückt sind, versteht sich. Alt und Jung preist seine Leutseligkeit, und jeder verwahrt sorgfältig die ihm zugeworfenen Geistesbrocken, wenn sie auch noch so mager sind. In einer großen Theegesellschaft war es mir gar spaßhaft, Goethe mit Philistern so vertraulich über häusliche Angelegenheiten sprechen zu hören. Einer meiner Collegen wollte den empfindsamen Ästhetiker machen, und wütete gegen den Vandalismus und Barbarismus der Handschuchheimer, die einen ganzen Berg voll Waldung zu einem kahlen Jenaer Berg umgemodelt haben. Goethe sagte ihm ganz trocken: „Nun, da preise ich Sie glücklich, daß Sie grade zweiundzwanzig Jahre Zeit haben, bis Sie sich von neuem ärgern dürfen; denn so lange braucht's, bis der Berg wieder beholzt ist und von neuem geschlagen wird." Der College sperrte das Maul auf, und wurde an Goethes Geschmack irre.[127]

„Ein anderer College, Moser, Professor der Medizin, erzählte mir, er habe eine ganze Stunde mit Goethe gesprochen — über den Faust, und der alte Papa hat das ruhig und freundlich angehört, und mit viel Hm's und Kopfnicken seine Billigung bewiesen. „Ja, Herr College," sagte er, „der Goethe kennt ihn durch und durch," den Bückeburger Sanitätsfaust hatt' er im Sinn.[128] — Daß Goethe sich mit manchen zu seiner Gemütsergötzung unterhalten hat, ahnt mancher nicht; andere dienten dazu, seinen Schatz von Menschenkenntnis zu erweitern oder seine Phantasie mit irgend einer Personage für ein zukünftiges Fastnachtsspiel zu bereichern.

„Nur zweimal kam ich dazu, ein trauliches Wort mit ihm zu sprechen und sah zu meiner Freude, daß er mir und meinem Treiben noch hold ist. Besonders herzlich war er gegen mich, als ich ihm am Tage vor seiner Abreise [Sonnabend 8. Oktober] einen Morgenbesuch machte und ihn ganz allein fand. Wir sprachen viel über Calderon. Auch er ist entzückt von Gries' Übersetzung; auch er bewundert mehr das wollüstige Farbenspiel, als die Charakteristik Calderons, in der er weit unter Shakespeare stehe. In den Intriguenstücken sei er besonders Meister, und hier müsse der Deutsche noch recht bei ihm in die Schule gehn."[129]

„Mit Calderon geht's mir eigen, wenn ich vom Shakespeare an ihn komme. Es ist doch viel Unnatur darin, und über ihn hätte Goethe gewiß nicht ausgesprochen, was über Shakespeare: ‚Nicht geahnt hätt' ich's, daß ein Mensch so viel Geist haben könnte, wenn ich's nicht erlebt hätte.'"*)

*) An anderer Stelle: „Nicht begreifen könnt' ich's, wie ein Mensch so viel Geist haben kann, wenn ich's nicht erlebt hätte."

Ein Jahr später, wenige Tage vor Goethes abermaligem Besuch in Heidelberg, am 14. September schrieb Voß einem Freunde: „Goethe, der uns vorigen Herbst besuchte, wird wieder erwartet. Keiner freut sich recht dazu. Ja, wenn man Goethe ohne die großen Schmäuse genießen könnte, die er erfordert! — Hier genoß ich ihn nur in zwei Morgenstunden, wo ich ihn allein und im Schlafrock fand. Beim großen Schmause, den wir Professoren ihm im Wirtshause gaben, genoß ihn keiner; eine ausgestopfte Puppe mit seiner Larve hätte dieselben Dienste gethan."

Über Goethes Besuch 1815 finden sich in Heinrichs Briefen keinerlei Aufzeichnungen.[130] Ernestine Voß berichtet lakonisch: „Unser Sohn nahte ihm diesmal noch schüchterner als das erste Mal, und merkte bald, daß ein kurzer Besuch der angemessene war."

---

8. Besuch in Jena 1817.

Einmal sollte es Heinrich noch vergönnt sein, Goethes Gegenwart wie in vergangenen Zeiten zu genießen. Das war in den ersten Frühlingstagen 1817, als er mit seinem jüngsten Bruder, Abraham, der seit 1810 am Gymnasium zu Rudolstadt als Philologe thätig war, Jena besuchte.

„Daß ich Goethe in Jena finden würde, wußte ich schon in Rudolstadt. Dies Mal hatte ihn der Hund von Aubry von Weimar verdrängt. Du hast wohl in Klatschblättern von diesem Hund gelesen. Der Inhaber dieses Hundes kommt nach Weimar, um dort zu spielen. Goethe stemmt sich dagegen; der Großherzog sagt aber: „Er soll spielen!" — Wie Goethe noch einmal protestiert, wird der Großherzog toll, und nun nimmt Goethe Reißaus.[131] — Ich besuchte ihn den zweiten Morgen [Sonntag 30. März], nicht mit großen Erwartungen; denn mein ehemals so schönes Verhältnis mit Goethe hat doch eigentlich seit meinem Weggange aus Weimar aufgehört. Schmerzlich war es mir eine Zeit lang,

daß Goethe mich so frostig entließ,[132] und mir später nach Heidelberg hin nur so lange wieder herzliche Briefe schrieb, als sein Sohn hier war. Dann sagte ich mir: es ist doch besser, von Goethe mit Empfindlichkeit entlassen werden, als mit Freude; er ist nun einmal so, daß ihn jedes Zerreißen eines Verhältnisses schmerzt u. s. w. — Wie angenehm ward ich daher überrascht, als Goethe mich so ganz und gar mit seiner alten weimaranischen Herzlichkeit aufnahm. Da fühlte ich die alte Liebe für Goethe zwiefach rege.

„Er sprach mit wahrer Begeisterung von meinen ‚Lustigen Weibern‘, die er ganz gewaltig, eigentlich im Übermaß lobte und gradezu die beste Shakespeareübersetzung nannte.*) Es thut wohl, für etwas, das man mit Liebe gearbeitet hat, gelobt zu werden; nun vollends, wenn ein Goethe lobt und nicht etwa beim Allgemeinen stehen bleibt, sondern tief ins Einzelne hineingeht. Goethe sprach ganz herrlich über die Eigentümlichkeit dieser unvergleichlichen ‚merry wives‘; besonders sagt ihm die Duellgeschichte zu und die Auskleidung in die Hexe von Bomtfort. Zweimal hinter einander hat er meine Übersetzung gelesen und dann zum dritten Mal das Stück englisch. Diese Übersetzung hat mir sein ganzes Herz von neuem geschenkt, das ich einmal verloren glaubte. Auch über ‚loves labours lost‘ sprach Goethe und lobte mein Hirschlied, hinzufügend, daß Lenz die Idee des Stückes verfehlt, ich aber in der kurzen Anmerkung ganz richtig angegeben habe.[133]

„Von Goethe, bei dem ich eine kleine Stunde blieb, ging ich zum alten Knebel, der mich nach seiner Weise herzlich und zärtlich aufnahm. Einmal [Dienstag 1. April] lud er uns auf ein Mittagessen und auf Goethe. Vor dem Essen, im Garten, sprach Goethe über die Calderonrecensionen ziemlich

---

*) An anderer Stelle: „Über meine ‚Lustigen Weiber‘ machte mir Goethe fast übermäßige Lobsprüche; er meinte, kein übersetztes Stück von Shakespeare habe das dramatische Leben so vollkommen erreicht, und er denkt ernstlich daran, es aufführen zu lassen.“

ausführlich.[134] Bei Tische hatte er den alten Knebel auf eine gar gutmütige Weise fast immer zum Besten; und das scheint die Würze des Umgangs zwischen beiden zu sein. Auf die Frage, was der Heidelberger Daub[135] für ein Mann sei, antwortete ich Knebel: Der beste Mensch, ein vortrefflicher Prorektor, ein herrlicher Gatte und Vater u. s. w. — „Aber, mein Gott!“ sagte er, „wie kann er denn so einfältiges Zeug in die Welt setzen, wie den ‚Judas Ischarioth‘?“ — „Sei ruhig, mein Kind,“ sagte Goethe, der nun das Wort nahm, „sieh! das ist ganz wie mit Dir: Du bist auch der liebenswürdigste Mensch, den je die Sonne beschienen hat; Du bist ein zärtlicher Gatte, ein liebreicher Vater; würdest auch ein herrlicher Prorektor sein, wenn man Dich wählte; aber — wolltest Du anfangen, all Deine Gedanken in die Welt hinein drucken zu lassen — buh! und bah! — wie würden die Leute da über Dich herfallen! — Sieh, liebes Kind,“ fuhr er fort, „das ist ein Vorzug, den die Leute haben, die nicht schreiben, sie kompromittieren sich nicht.“

„Noch einmal fing Goethe an, über die ‚Lustigen Weiber‘ zu reden. „Ich habe ihn schon tüchtig gelobt,“ sagte er zu Knebel, „aber er muß noch einmal, und das recht ordentlich gelobt werden.“ Ich sagte, es dünkte mir so köstlich, daß Alles im Stück Philister wäre, sogar Falstaff und die Elfen. Da meinte Goethe oder Knebel (der letzte wird es gewesen sein), Fenton und Anna Page wären keine. „O,“ platzte ich dazwischen aus, „noch sind sie's nicht, sie sind auch erst einundzwanzig Jahre alt; lassen Sie sie erst dreißig alt sein, dann sind sie die vollkommensten.“ Darüber lachte Goethe sehr. „Da seh' einer den Heinrich Voß,“ rief er, „der hat sich so in sein Stück vertieft, daß er Alter und Alles ganz genau kennt.“*) — Die Quintessenz dieses Gespräches, das

*) An Truchseß schon 1813 am 24. Oktober: „Goethe lachte recht, als ich ihm einmal sagte: ‚Und betrachten Sie nur die Anne Page; sie ist ein munteres Ding von achtzehn Jahren, aber sie wird vor dem dreißigsten Jahre eine vollkommene Philistine sein.‘“

immer lustiger ward (denn der alte Knebel holte mit einmal noch zwei Flaschen Rheinwein), hab' ich in einer Anmerkung über die Elfen im ‚Sommernachtstraum' aufbewahrt. Goethe meinte auch, ich könne das Stück unmöglich in abgerissenen Stunden, ich müsse es notwendig bei recht ordentlicher Muße übersetzt haben; was denn auch freilich gegründet ist. — Da sagt' ich denn auch Goethe, ich könnte mir einzelne Dichtungen gar nicht ohne einzelne Partieen des weimarischen Parks denken, z. B. den Anfang der ‚Iphigenie' und Stellen aus dem ‚Lear' u. s. w. Da hättest Du ihn sollen reden hören über den Zauber der Phantasie, welche die ungleichsten Dinge verbinde und einen Gegenstand durch den anderen verherrliche. — Da forderte Goethe auch von mir, ich sollte ‚Heinrich den vierten' übersetzen.[136]

„Nach dem Essen erinnerte er mich an die Treue, mit der ich ihn in seiner Krankheit 1804 gepflegt; und daß die Treutern ihm gesagt: „Ach! wie schön, daß Sie genesen sind; der arme Herr Professor wäre ganz draufgegangen; er konnte gar nicht mehr essen vor Kummer."

„Goethe hat bei weitem weniger Umgang mit den jenaischen Professoren, als ich vermutet hatte, und, wie es scheint, fast gar keinen mit den jüngeren Professoren. Ich dächte, wenn ich Professor in Jena wäre und ein ordentliches Weib und eine schickliche Einnahme hätte, ich ruhte nicht eher, als bis Goethe auch bei mir vorspräche.

„Unser Luden ist in der That ungerecht gegen Goethe, wie ich ihm selbst gesagt habe. Daß er Vieles, was Goethe geschrieben, mißbilligt, verdenke ich ihm nicht; das ist sogar notwendig bei der Verschiedenheit der menschlichen Naturen; aber über den Genius Goethe und, ich füge hinzu, über den Menschen Goethe sollte Keiner, außer wer ein Lump ist, anders reden, als mit der tiefsten Ehrerbietung. Mancher

Jenenser aber weiß den Minister Goethe nicht vom Menschen Goethe zu unterscheiden und kennt dann nicht einmal immer die Grenzen seines ministerlichen Gebiets.[137]

„Oken fand ich, seine ‚Isis' korrigierend. Man schelte ihn, wie man will: er ist mir einerseits doch ein Ehrenmann, wegen seiner Freimütigkeit, die kein Mutwillen ist. Ein bißchen Hader und Spektakel in der Welt hab' ich für mein Leben gern; das reinigt die Luft und schafft gute Witterung. Hat er Goethe zu viel gethan, ei nun was thut's? Die Folge wird sein, daß Goethe nun auch einmal auftritt und brüllt, wie er noch nie gethan.[138] Der alte Löwe ist mir viel zu zahm: vielleicht wütet er nun einmal, wie er längst hätte thun sollen gegen Katholikerei, Pfafferei, Fratzenheiligkeit in Poesie und Malerei, Verstocktheit, Intoleranz, Bekehrungswut, Pedanterei und aller dieser Dinge Urahn, den lebendigen Satan.[139] Dann will ich allen Reizmitteln, die diesen Löwen in Harnisch bringen, sogar einen objektiven Wert beilegen. In der That, es sollte mich freuen, den alten Goethe einmal in edlem Zorn auftreten zu sehn. Das muß heilsam wirken, und solch ein Zorn greift auch nicht ans Leben, er ist für die Gesundheit der Seele, und mithin des Leibes, förderlich. —

„Goethe wohnt diesmal nicht auf dem Schloß, sondern nahe dabei in dem Bischoffschen Hause; sein Zimmer fand ich im höchsten Grade abscheulich und seiner unwürdig, nirgends ein Blick ins Freie, überall Aussicht auf verdumpfte Dächer.[140]

„Goethe war so heiter wie je, so lieb und so weimarisch zutraulich, daß ich es gar nicht unterlassen konnte, ihn noch ein paar Mal zu besuchen. Auch eine herrliche Spazierfahrt machte ich mit ihm. Mich freut das über Alles.

„Das war der letzte Nachhall meiner weimarischen Freuden."

9. Teilnahme aus der Ferne.

Voß hat Goethe nicht wieder gesehen. Als er im Frühjahr 1819 Jena besuchte, ließ er Goethe durch Knebel grüßen und um Entschuldigung bitten, daß er diesmal seine Aufwartung nicht machen könnte.[141]

Bis zu seinem Tode aber begleitete er im Geiste mit liebevollem Anteil das Leben und Schaffen seines „Vaters Goethe“. Wie er fortdauernd sich durch die Erinnerung an Schiller, durch den Genuß Schillerscher Dichtungen erquickte, so wurde auch jedes neue Werk Goethes mit lebhafter Freude begrüßt, mit Innigkeit angeeignet. Eine Anzahl von Briefstellen, zumeist Bemerkungen über Goethes Werke, möge diese Teilnahme aus der Ferne veranschaulichen.*)

[Winter 1808.] Daß ich an den ‚Macbeth‘ gehe, könnte anmaßend scheinen, da ich Schillern zum Vorgänger habe — allein Schiller hatte andere Zwecke, und hat keineswegs ein treues Abbild geben wollen. — Es sind ja auch, was zu seinem Zwecke nötig war, alle Augenblicke Stellen ausgelassen, und mitunter ganze Scenen. — Auch mache ich die Arbeit lieber, als daß ich sie Schlegeln lasse. Schlegel wird das, was Schiller treu und schön übersetzt hat, nicht respektieren, sondern anders machen wollen, um was apartes zu haben. Ich bin dagegen nie ohne Not von Schiller abgewichen, und habe getreu alles beibehalten, was mit Shakespeare zusammenstimmte, und habe manche herrliche Ausdrücke der Schillerschen Übersetzung in die meinige hineingepflanzt.[142] — [Ergänzend möge sich hier unmittelbar anschließen, was Voß 1810 an Charlotte Schiller schrieb:]

---

*) Zwei Äußerungen über Schillers Macbethbearbeitung, die sich dem fortlaufenden Texte nicht wohl einfügen ließen, finden am besten gleichfalls hier ihre Stelle.

Daß Ihnen mein Macbeth Freude mache, fordere ich nicht, da Ihnen die herrliche Bearbeitung von Schiller immer die einzige bleiben muß. Aber gewiß werden Sie mich nicht im Verdachte der Anmaßung haben, daß ich nach Schiller mich an so etwas machte; denn mein Macbeth ist nicht selbständige Bearbeitung, sondern nur sklavisch treue Übersetzung. Eine solche war noch neben dem Schillerschen Macbeth notwendig. Wie konnte Schiller, der reiche, der freie, sich in das Sklavenjoch des Übersetzers fügen; überall ist in seinem Shakespeare der eigene Genius sichtbar, und ich möchte sagen, Shakespeares Werk hat sich aufs herrlichste in Schillers Genius verklärt. Mein Macbeth will nichts sein, als eine möglichst treue Copie des rein Shakespeareschen Werkes. Daher habe ich die gemeine Pförtnerscene, die Shakespeare für ein schlechtes Publikum dichtete, beibehalten müssen, wo Schiller eine der erhabensten Dichtungen giebt; darum die prosaische Nachtwandlerscene, die mich vis-à-vis der Schillerschen immer kalt läßt.[143]

[12. November 1809.] Bei Cotta's bin ich vierzehn Tage gewesen. Da habe ich denn auch Goethes ‚Wahlverwandtschaften' gelesen, von denen ich viel erwartete und doch noch viel mehr fand. Die Erzählung beginnt so einfach, in so kleinem Raume, und wie erweitert sich das alles! Mir ist, als wenn Goethe den ganzen Reichtum seiner Erfahrungen und Lebensansichten hier hat niederlegen wollen; aber der Mann ist unerschöpflich wie die Gottheit, von jedem seiner künftigen Werke werde ich dasselbige sagen müssen. Ottilie ist ein lieblicher Engel — ein bloßes Geschöpf der Einbildungskraft? Das glaube ich nimmermehr. Aber das arme Kind jammert mich, so oft ich daran denke; so eben hat es noch „so vernünftig in die Welt geguckt", und nun diesen Tod! — aber es muß sterben — nur kann ich den Jammer um seinen Tod nicht überwinden.

So weit habe ich gelesen; die folgenden Bogen fehlten Cotta'n noch — meine Sehnsucht nach dem Ende ist unbegrenzt.[144]

[4. Januar 1813.] Goethes ‚Leben' (den zweiten Teil) habe ich bis zur Hälfte gelesen, und mit großem Vergnügen, bis auf die Sakramente, in deren allegorischer Darstellung er offenbar dem Zeitgeiste huldigt. Lieber Gott, wie ganz anders habe ich darüber Goethe reden gehört.[145] Manches könnte kürzer gefaßt, manches Unbedeutende ganz ausgelassen sein. Die Art, wie Goethe über Klopstock, Ramler, Gellert, Rabener u. a. spricht, thut mir wohl. Die Geschichte von Gottsched kannte ich schon aus seinem Munde; sie ist mit Gold nicht zu bezahlen. Nun wollte ich, daß der alte Papa nur bald mehr gäbe und dann etwas weniger redselig zu Werke ginge. Nach diesem Zuschnitte können wir an die zwölf bis sechzehn Bände erwarten.

[14. September 1815.] ‚Das nußbraune Mädchen' — unterhalb Goethes eigentlicher Höhe.[146] — Wundervortrefflich dagegen dünkt mir der dritte Teil von seiner ‚Dichtung und Wahrheit'. Als Menschendarsteller steht er höher als alle seine Zeitgenossen.

[21. September 1817.] Das zweite Heft vom Main und Rhein hab' ich mit großem Vergnügen und zu meiner nicht geringen Belehrung gelesen. Boisserées sind traurig darüber, und trösten sich, Meyer könne das all geschrieben haben. Daß Meyer Anteil am Aufsatz hat, läßt sich schon aus dem W. K. F. vermuten, aber wer mag Goethe verkennen in dieser ruhigen Klarheit, und echt goeth'schen Humanität.[147]

[19. April 1820.] Ich gebe mit Freuden zu, daß Goethe nicht von Egoismus frei ist; wer ihm aber menschliche Teilnahme abspricht (o Himmel! wie hätt' er ohne die seinen ‚Götz' schreiben können), der hat es mit mir zu thun. Tadel aussprechen ist leicht, wie alles Einseitige; aber neben Schwächen, die jeder hat, das Schöne auffinden und lieben — nur wer das kann, ist wert, einen Goethe zu lieben.

Rochlitz, mein durch Truchseß erworbener Freund, erzählte mir vorigen Herbst in einer Neckarlaube, bei einer Schüssel voll Trauben, unendlich viel von Goethe, und ich ihm. Nun schreibt dieser treffliche Mann mir Folgendes: „Papa Goethe hat mir, nachdem wir beide eine feine Zeit geschwiegen, vor einigen Wochen ziemlich ausführlich geschrieben, und ein schönes, im Einbande fast orientalisch aufgeputztes Exemplar seines ‚Divan' geschickt. Der ganze Brief ist sehr heiter; und dann ist er's auch. Das wird Sie freuen; darum schrieb ich's. — — — Er sagt auch, daß er viel und mit großer Lust arbeite — was? Das pflegt er nie im voraus zu verraten. Ei nun, er mag machen, was er will; bedeutend und lehrreich, schön und erfreulich wird's doch. An jenem Werke übrigens bewundre ich fast am meisten, wie leicht und sicher er den Lastwagen der Gelehrsamkeit, als wär's zum Spiel oder zur Zier, fortführt durch Dick und Dünn bis zum Ziel, — wenigstens zu seinem." — Dieser Rochlitz ist ein gar sanfter, freundlicher, gemütvoller und dabei vielseitig gebildeter Mann. Er neigt zur Melancholie. Um ihn zu trösten, schickt ihm Goethe einmal seine sämtlichen Werke, schön gebunden, zu. „Da löste sich," sagte mir Rochlitz, „meine Krankheit in Thränen, die Freude kehrte wieder ein, und ich konnte bald mein Bette verlassen." Diesen Herbst-Morgen hättest Du mit mir und Rochlitz teilen sollen.[143]

[19. April 1820.] Am besten gelingt mir der Falstaffhumor. Du sollst nur meinen ‚Heinrich IV' sehn, und gewiß giebst Du Schillern recht, der 1804 einmal zu mir

sagte, ich sei zum Übersetzer dieses Stücks geboren, und Goethen, der 1817 ausdrücklich von mir forderte, ich sollte dies Stück übernehmen. — Sieh, da komm' ich in das Kapitel des Selbstlobes hinein, oder des Selbstgefühls; aber das braucht man nur Philistern zu verhehlen, nicht Freunden. „Nur die Lumpe sind bescheiden.“ [149]

[Dezember 1821.] Goethes ‚Wanderjahre‘ sind mir eine wahrhaft holdselige Erscheinung. Die vielen angelegten Fäden wird Goethe schon zu verknüpfen wissen. Nur ein Einziges darin begreif' ich noch nicht. Wenn ein Lessing, ein Jean Paul, religiöse Überzeugungen ausspricht, da fühl' ich, es kommt aus der Fülle der Seele; das schreit: so denk' ich, nun komme die Welt, und trete bei oder widerlege. Alles bei Goethe aber, was hier hineinschlägt, hat auf mich gewirkt, wie ein angenehm unterhaltendes Spiel des Witzes und der Laune. Das muß noch anders bei mir werden. Viele verdammen mit einer mir ganz fremden Gesinnung Goethe wegen dieser Kapitel als ein frivoles Weltgeschöpf. —

Der Verfasser der unechten ‚Wanderjahre‘ macht mir am wenigsten Freude, wo er gegen Goethe Recht hat. Wahrlich alle Wahrheiten sind mit Schiefheiten untermengt, die in der Umgebung auf mich als Lüge wirken. Ich verlange nicht Goethes Verteidigung, was die ‚Lehrjahre‘ und die ‚Wahlverwandtschaften‘ betrifft; aber die echten ‚Wanderjahre‘, von der Komposition abgesehn, sind sittlich und rein, und wie lehrreich unterhaltend. Die unechten sind die Langweiligkeit selbst. Ich hörte, der Verfasser hieße Keßler, und machte folgendes Impromptu:

An Goethe.

Was will der unverschämte Keßler?
Du bist der Tell, und er der Geßler.
Tell, schieße! — Doch es thut nicht not,
Der Geßler schoß sich selber tot.

Nun höre ich, der Geßler heißt Pustkuchen.

Daß Goethe so viele Urteile über seine Wanderjahre einsammelt und drucken läßt, scheint mir seiner nicht ganz würdig. Würdig aber ist es, daß er dem Antigoethe ein verachtendes Stillschweigen entgegenstellt.[150]

[4. März 1822.] Mir war es ein ganz eigenes Gefühl, als ich meinen Brief an Scott couvertierte, ein fast wehmütiges; und ich dachte eines Wortes von Goethe zu mir, den eutiner Tischbein betreffend: „Nie einander gesehn, in ganz verschiedenen Verhältnissen gebildet, und doch so übereinstimmend.“ Es liegt viel in diesem Wort, das sich mir gleich unauslöschlich einprägte.[151]

Treu bewahrte Heinrich Voß bis zuletzt die Erinnerung an Goethe und Schiller, und an jedes ihrer Worte. Schillers Bild, geheiligt durch den frühen Heimgang des Dichters, erhielt sich ihm ungetrübt, verklärte sich ihm zum Ideal. Das Bild Goethes — mochte des Vaters Herbigkeit und Händelsucht oder die Empfindlichkeit der Mutter es auf Zeiten im Gemüt des Sohnes verdunkeln — trat doch immer wieder hervor in verjüngtem Glanze.

Der Name beider Männer umfaßte für Heinrich das Schönste, Beste seines Lebens. Und so bekannte er, gegen das Ende seines Lebens, im Rückblick auf die weimarische Zeit und die Summe dessen ziehend, was ihm Gutes damals beschieden war: „Ich hatte Kindesvorrechte bei Goethe wie bei Schiller; meine ganze feurige Liebe war zwischen beiden geteilt; und daneben genoß ich Liebe und Achtung bei meinen Mitlehrern, deren keiner mir meine glückliche Stellung zu jenen Männern mißgönnte. — Ist wohl je ein Fünfundzwanzigjähriger glücklicher gewesen?“

Goethe behielt sein „gutes Voßchen“ allezeit in freundlichem Andenken. Er wandte auf ihn seine, von Heinrich gepriesene „liebreiche Maxime“ an: den Menschen nur nach dem zu beurteilen, was er seinem Wesen nach leisten kann und

an Jedem nur die vorteilhaften Seiten aufzusuchen. Vossens ehrlicher Wille zum Guten und die Freundlichkeit seines Herzens wogen für Goethe manche Schwächen und Mängel auf; Heinrich blieb ihm stets wert als ein „lieber kindlicher Mensch.“[152]

In ganz ähnlicher Weise hatte Schiller für Heinrich empfunden. Oft und mit Rührung gedachte Ernestine Voß der herzlichen Worte, die Schiller wiederholt über den Sohn an sie richtete mit dem Zusatz: „Sie sind eine glückliche Mutter!“

Charlotte Schiller, als die Kunde von Heinrichs frühem Tode zu ihr gelangte, schrieb an die Eltern Voß: „Ihnen Beiden muß ich es aussprechen, wie schmerzlich die Trauerbotschaft mich bewegte! wie ich aufs neue lebendig fühlte, wie mich Dankbarkeit und Freundschaft an den Abgeschiedenen fesselte. Er hat mit mir in den schmerzlichsten Stunden meines Lebens geweint, er war der freundliche Tröster meiner Kinder. Jetzt kann ich nur diese Worte hinschreiben, mit Ihnen weinen ..... Meine Söhne werden mit mir diesen zu frühen Hingang beklagen. Ich wollte wohl, er hätte Beide jetzt als Männer gesehen .... Meine älteste Tochter Caroline, die noch das Andenken an den lieben Voß in sich bewahrt, der sie als Kind kannte, trauert mit mir; wären wir bei Ihnen, so würde manche wehmütige Stunde in dem heiligen Andenken des vergangenen Lebens uns bewegen. Emilie ist recht groß, und recht ernsthaft mitunter. Sie ehrt den Mann, der sie den Homer kennen lehrte .... Ich habe eine Bitte, lassen Sie mir schreiben, von einem Freund, der unsern lieben Abgeschiedenen umgab, wie er aus dem Leben geschieden. Es ist die letzte Kunde, die ich erhalte von ihm, bis wir uns Alle in einer schönern, bessern Welt wiederfinden.“

Erläuterungen.

Wichtigste Quellen und Litteratur über die Beziehungen der Familie Voß zu Goethe und Schiller.

1) ‚Nachträge zu Goethe-Korrespondenzen. V. Familie Voß‘ (Goethe-Jahrbuch V, 38—112) enthalten: die Briefe der Familie Voß an Goethe, zwei Briefe Goethes an Voß, den Vater, und einen an Heinrich; besonders wertvoll durch die beigefügte chronologische Zusammenstellung der Äußerungen Goethes und dessen wichtigsten Korrespondenten über Voß und Familie. — Dazu: Zwei Briefe von Johann Heinrich Voß an Goethe (Goethe-Jahrbuch XVII, 58—61).

2) ‚Briefe von Johann Heinrich Voß‘ (Halberstadt 1833, III, 2, 22—68) enthalten: zwei vortreffliche, wenn auch von Parteilichkeit nicht freie, daher mit Vorsicht zu benutzende Aufsätze von Ernestine Voß: ‚Jena‘ und ‚Über Vossens Verhältnis zu Schiller und Goethe.‘ — Dazu: Brief Ernestinens an Abraham Voß, vom 25. Januar 1830 (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte III, 554 f.).

3) ‚Charlotte von Schiller und ihre Freunde‘ (Stuttgart 1865, III, 189—256) enthält: Briefe von Ernestine und Heinrich Voß an Charlotte Schiller.

4) Heinrich Düntzer: ‚Aus Goethes Freundeskreise‘ (Braunschweig 1868), Seite 132—172.

5) Wilhelm Herbst: ‚Johann Heinrich Voß‘ (Leipzig 1876) Band II, Abteilung 2.

Briefe = Goethes Briefe. IV. Abteilung von: Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar 1887 flg.

Gespräche = Goethes Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann. Bd. I—IX. Leipzig 1889—91.

Tagebücher = Goethes Tagebücher. III. Abteilung von: Goethes Werke. Weimar 1887 flg.

Werke = Goethes Werke. Teil I—XXXVI. Berlin, Gustav Hempel. O. J. [1868—1879.]

Werke W. = Goethes Werke. I. Abteilung von: Goethes Werke. Weimar 1887 flg.

Die römischen Zahlen zeigen den Band, die arabischen die Seite an, die kleineren arabischen Zahlen beziehen sich auf die Zeile der betr. Seite.

---

1. (Seite 12.) Briefe XV, 282, 17. 283, 11.

2. (S. 14.) Heinrichs Mutter schildert dieselbe Scene: „Dann kam er [Goethe] Abends in seinen Mantel gehüllt, den er, wie er erzählte, noch in seiner Kriegsperiode genutzt, und hatte vorn auf der Brust eine Laterne, an einem Haken hängend. So faßte ihn einmal Voß, als er seine Hülle abgeworfen hatte, kräftig schüttelnd an beide Schultern, und sagte: ‚Ihr habt etwas gemacht, was uns gar sehr mißfallen.‘ — Wie so? rief er verwundert, mit ernstem Gesicht. — ‚Ihr habt eine Sammlung so schöner Lieder so eben drucken lassen, und uns nicht einmal auf diese Freude vorbereitet.‘ Der Übergang vom Ernst zu heiterer Gemütlichkeit in seinem schönen Auge war unbeschreiblich, und er ließ uns beide fühlen, daß ihn dieses angenehm überrascht. Voß las nun mehre Lieder selbst vor, über andere entstand ein lebhaftes Gespräch“ (Briefe von Johann Heinrich Voß III, 2, 59).

Es handelt sich um die Lieder im ‚Taschenbuch auf das Jahr 1804. Herausgegeben von Wieland und Goethe.‘ Vgl. S. 46 und Erl. 40.

3. (S. 14.) Solger, Heinrichs Freund, bemerkt in seinem Tagebuche (März 1804): „Nach einem Briefe von H. Voß ist Goethe nicht ganz zufrieden mit der neuern Art, das Antike und Romantische zu

unterscheiden. Das Antike sei das Plastische, der Natur Gemäße, Bestimmte und durchaus Lebendige. Das Romantische aber lasse der Einbildungskraft noch völlig freien Raum und überlasse dieser die Ausfüllung. Ich glaube, man sieht hieraus, daß aus einem großen Mann sich jeder das Seine nimmt. Natürlich kann das Romantische für die äußere Anschauung nicht so bestimmt sein, weil es nicht so objektiv ist. Überall stellt es das Objektive dar, und kann also eine desto höhere subjektive Bestimmtheit erhalten" (Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel I, 125). — Vgl. O. Harnack: Goethes Kunstanschauung in ihrer Bedeutung für die Gegenwart (Goethe-Jahrbuch XV, 201).

4. (S. 15.) Christian Heinrich Schlosser, jüngster Sohn des Schöffen Hieronymus Peter Schlosser zu Frankfurt am Main, hatte mit Heinrich als Student in Jena verkehrt. — Goethes Mutter schrieb über ihn an Goethe (1. Oktober 1802): „Vor Christian ist mir manchmahl bange — dieser junge Mann ist so sehr überspant — glaubt mehr zu wissen als beynahe alle seine Zeitgenoßen hat wunderbahre Ideen u. s. w. du gilst viel bey Ihm kanst du Ihn abspannen so thue es" (Schriften der Goethe-Gesellschaft IV, 233, 21; auch Reclams Univ.-Bibl. Nr. 2786—2788, S. 211). — Goethe über ihn: Briefe XV, 282, 3. 283, 6.

5. (S. 15.) Bei Schlegels „Apotheose" Goethes ist zu denken an die Recension von ‚Herrmann und Dorothea' (Jenaische Allg. Litt.-Zeitung 1797 Nr. 393—396) und an Aussprüche Schlegels, wie der: „Goethe bleibt der Wiederhersteller der Poesie in Deutschland" (Europa II, 1, 94). — ‚Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie von A. W. Schlegel', erschienen 1803. — Goethe an Schlegel (2. Oktober 1803): „Dank für die Blumensträuße! Es sind wirklich Erscheinungen aus einer andern Welt". — Karl Ludwig Fernow (aus der Uckermark, 1763—1808), Bibliothekar der Herzogin Amalia, war ein gründlicher Kenner der italienischen Litteratur.

6. (S. 15.) Gottfr. Aug. Bürger hatte im April 1789 Goethe in Weimar besucht. Vgl. Goethes Brief an ihn vom 19. Juni 1789. Näheres über diesen Besuch findet man bei Strehlke: Goethes Briefe I, 96 f. und Strodtmann: Briefe von und an Bürger IV, 270 f., hier auch Bürgers (von diesem nicht veröffentlichtes) Epigramm auf Goethe, den „hölzernen Minister".

Abeken, der in seinen Schriften mehrfach von Heinrichs brieflichen Mitteilungen Gebrauch gemacht hat, überliefert (‚Goethe in den Jahren 1771 bis 1775‘ 2. Aufl. S. 15) folgende, hierher gehörige Erzählung eines „Freundes, der Goethe in seinem Alter öfters sah“: „Ich habe diesen [Goethe] mehr als einmal in der so oft gescholtenen kalten, abstoßenden, hochfahrenden Situation gesehen. Es war aber nicht der Minister, der sich so über und gegen Andere erhob; es war der Dichter, es war der Mensch, den das nicht Humane, das Unverständige, das linkische Benehmen, die Philisterei verletzte. Wo er Natur fand und guten Willen und, wenn auch in engem, beschränktem Kreise, verständige Thätigkeit, da kam er diesen in seiner vollen, guten Natur liebevoll, anregend, ermunternd entgegen.“

7. (S. 16.) schwul (swûl), die Heinrich Voß, als einem geborenen Niederdeutschen, vertrautere Form für schwül, d. h. beklommen, ängstlich.

8. (S. 18.) Tagebücher 12. Februar 1804: „Mittag der junge Voß von Jena. Abends Thee und Abendessen: Dem. Silie, Hr. und Mad. Müller, Hr. Grüner, Hr. Wolff, Hr. Ehlers, Hr. Oels,“ und am nächstfolgenden Sonntag, 19. Februar: „Abends Lesegesellschaft und Abendessen: Hr. und Dem. Brand, Dem. Silie, Dem. Maas, Dem. Baranius, Hr. Unzelmann, Hr. Grimmer, Hr. Bode, Hr. Hain, Hr. Voß.“ — An beiden Abenden wurde Heinrich Voß zu Ehren aus seines Vaters ‚Luise‘ gelesen. Die Stelle von der Trauung findet sich im ersten Gesang der dritten Idylle, das Hochzeitlied, der „Gesang, den uns der Eutinische Gastfreund dichtete“ (der Name Voß ist nicht genannt) im zweiten Gesang derselben Idylle (I, 205 ff. und 268 ff. der Ausgabe von 1802).

9. (S. 19.) Der Schlesier Friedrich Wilhelm Riemer (1774—1845), früher Hauslehrer in der Familie W. von Humboldts, wohnte seit September 1803 bei Goethe und unterrichtete dessen, damals dreizehnjährigen, Sohn August. Über ihn: ‚Tag- und Jahreshefte‘ 1803, ferner Julius Wahle in der Allg. Deutschen Biographie XXVIII, 559—564, und Ferdinand Heitmüller: Aus dem Goethehause. Briefe Fr. W. Riemers an die Familie Frommann in Jena. (1803—1824.)

In den ‚Tag- und Jahresheften‘ 1802 hebt Goethe die „glückliche Individualität“ der Schauspielerin Wilhelmine Maaß rühmend hervor.

10. (S. 19.) Goethe an C. G. Voigt (17. Februar 1804): „Noch einige Horazische Episteln liegen bei, welche der j. Voß hier verfertigt. Sie haben recht viel Verdienst."

11. (S. 22.) Das Abenteuer in der Schloßruine von Malcesine an der Morgenseite des Gardasees wird in der ‚Italiänischen Reise' unter dem Datum: Verona, den 14. September ausführlich erzählt. Jedoch weder hier, noch im Tagebuch dieser Reise (Schriften der Goethe-Gesellschaft II, 55) findet sich eine Spur davon, daß Goethe versucht habe, die Italiener durch Geld günstig zu stimmen.

12. (S. 23.) Madame de Staël kam am 14. Dezember 1803 nach Weimar und blieb da mehrere Monate. Goethe spricht über sie am ausführlichsten in den ‚Tag- und Jahresheften' 1804, wo er auch erzählt, daß er die geistvolle Französin „durch hartnäckige Gegensätze oft zur Verzweiflung gebracht habe". Briefliche Äußerungen Goethes über Frau von Staël findet man, chronologisch geordnet, im Goethe-Jahrbuch V, 120—126. — ‚Delphine', ein Roman in Briefen, war 1802 erschienen.

13. (S. 23.) Theodor H. August Bode (aus Berlin, 1778—1804) und Ludwig Friedrich Theodor Hain (aus Stargard in Pommern, 1781—1836), beide als Privatgelehrte in Weimar lebend, gehörten zu dem Kreise junger, strebsamer Männer in Goethes Umgebung. Mit der künstlerischen Ausbildung des Schauspielers Karl Ludwig Oels (aus Berlin, 1771—1833) gab Goethe sich große Mühe, die Oels durch Talent und Fleiß belohnte.

14. (S. 24.) Die Arimaspen, ein einäugiges Volk, raubten ihren Nachbarn, den Greifen, das Gold. Mit Bezug auf diese griechische Sage läßt Goethe beide in der Klassischen Walpurgisnacht auftreten.

15. (S. 25.) Horaz: Oden IV, 12, 28. Voß, der Vater, übersetzt den Vers: „Süß ist albernes Thun zur Zeit," anmutiger und treffender Em. Geibel: „Süß ist die Thorheit am rechten Ort."

16. (S. 25.) Tags zuvor, am 19. Februar, hatte Goethe das Manuskript von Schiller erhalten. Schillers Kalender 18. Februar: „Den Tell geendigt."

17. (S. 26.) Briefe XVII, 70, 3. 96, 18. 100, 30. — Die Recension erschien in der Jen. Allg. Litt.-Zeitung im Mai 1804, Nr. 111—113.

18. (S. 27.) „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehn,“ läßt Goethe den Bruder Martin zu Götz von Berlichingen sagen.

19. (S. 28.) Über die Trübung seines Verhältnisses zu Herder berichtet Goethe in den ‚Biographischen Einzelnheiten‘ (Werke W XXXVI, 254 ff., dazu Gespräche IX, 280). — An eine eigentliche „Pflege“ von Seiten Herders während der Krankheit Goethes im Januar 1801 darf wohl kaum gedacht werden. Wie genau man aber im Herderschen Hause über Goethes Zustand unterrichtet war, zeigt der Brief von Karoline Herder an Knebel, vom 22. Januar 1801 (Zur deutschen Litteratur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß II, 1 f.). Tags vorher, am 21. Januar, hatte Karoline an Knebel geschrieben: „Daß Goethe lebt, darüber wollen wir Gott danken,“ und von einem Besuche Herders bei Goethe erzählt (Knebels litt. Nachlaß und Briefwechsel II, 337). Der Teilnahme Herders bei der Genesung gedenkt Goethe ausdrücklich (‚Tag- und Jahreshefte‘ 1801). Gerade die eingetretene Trübung des Verhältnisses ließ Goethe den Tod seines alten Lehrers und Genossen besonders schmerzlich empfinden.

Der erwähnte Sohn von Herder ist Goethes Pate August, der „im Ökonomischen etwas sorglos und großartig gewirtschaftet hatte“ (R. Haym: Herder II, 620. 813).

20. (S. 28.) Nicht fünf sondern vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, hatte Goethe im zartesten Alter verloren.

Das Lied ‚Die glücklichen Gatten‘ war „neu“, insofern es vor kurzem im Taschenbuch auf das Jahr 1804 unter den „Der Geselligkeit gewidmeten Liedern“ erschienen war. Voß denkt an Strophe 8:

„Doch wo das Grün so dichte
Um Kirch' und Rasen steht,
Da, wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht,
Da ruhet unsrer Todten
Frühzeitiges Geschick
Und leitet von dem Boden
Zum Himmel unsern Blick.“

21. (S. 29.) Über die Krankheit (Blatterrose) berichtet Goethe ausführlich in den ‚Tag- und Jahresheften‘ 1801. Die „heitern Seiten der Krankheit“ lernen wir aus Goethes Erzählung nicht kennen, wenn Voß nicht die herzliche Teilnahme der Freunde meint,

deren Goethe dankbar gedenkt (auch Briefe XV, 173, 17), und von der u. a. die Briefe von Schillers Frau und Frau von Stein an deren Sohn Fritz Zeugnis geben (Goethes Briefe an Frau von Stein, 2. Aufl., II, 393 f., ‚Ch. v. Schiller und ihre Freunde‘ I, 458).

22. (S. 30.) ‚Komödie der Irrungen‘ II. Aufzug, 2. Scene, Vers 30:

„When the sun shines let foolish gnats make sport,
But creep in crannies when he hides his beams.“

23. (S. 30.) Schiller an Körner (12. April 1804): „Es war seit 14 Tagen große Noth bei uns, weil alle drei Kinder und auch meine Frau an einer Art von Keichhusten mit Fieber darniederlagen; ich allein blieb gesund, und habe mich tapfer gehalten.“

24. (S. 31.) Daß Goethe diese Absicht verfolgt hat, so lange die Leitung des Theaters in seinen Händen lag, und wie sein Bemühen stufenweise geglückt ist, hat Adolf Schöll vortrefflich dargethan (‚Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens‘ S. 280—303). Goethes technische Methodik, sagt Schöll, war „Erziehung der Künstler zur Empfindung und Übung sittlicher Geselligkeit. So brachte er in das Schulmanöver die Wärme des Familiengefühls.“ Ausführlich und ganz im Sinne der von Voß überlieferten Äußerung Goethes sprach dieser über seinen sittlichen Einfluß auf die Schauspieler zu Eckermann, am 22. März 1825 (Gespräche V, 154 f.). — Auf der Höhe sittlicher Bildung erscheint das weimarische Bühnenpersonal in Goethes Theaterreden und in dem Gedicht ‚Auf Miedings Tod‘.

25. (S. 33.) Vossens ‚Sämtliche Gedichte‘ waren 1802 erschienen. Goethes Tagebuch läßt die Beschäftigung mit ihnen vom 6. August 1802 an genau verfolgen. Vom 19.—28. Januar 1804 veranschaulichen tägliche Eintragungen die lebhafteste Arbeit an der Recension. Während des zweiten Besuches von Heinrich meldet das Tagebuch unterm 31. März und 1.—3. April Beschäftigung mit der Recension; 8. April: „Ging der junge Voß weg,“ 11. April: „Voß Rec. Abgeschickt“ — an Eichstädt, mit den begleitenden Worten: „Die Recension der Voßischen Gedichte sende ich endlich, damit sie fertig sei, nicht weil ich sie für fertig halte; ich hätte gern noch länger daran ausgeputzt. Möge sie als ein geringes Zeichen meines guten Willens gegen Ihr Institut und gegen unsern fürtrefflichen

Freund erscheinen". — Am 16. u. 17. April erschien die Recension in Nr. 91 u. 92 der Litteratur-Zeitung.

Der „Übergang von den Herbstliedern zu den religiösen" ergab sich für Goethe aus der Zusammenordnung der Gedichte ‚Der Herbstgang' („Die Bäume stehn der Frucht entladen") und ‚Trost am Grabe', die vom Dichter selbst nicht neben einander geordnet sind (Sämtl. Gedichte 1802 IV, 83—86 u. V, 7—9).

Goethes Wunsch, daß die Neigung, Mühe und Zeit, die er an diese Arbeit verwendet, gute Wirkungen hervorbringen möge (Briefe XVII, 127, 13), erfüllte sich leider nur zum Teil. Noch zehn Jahre später ruft Heinrich Voß aus, indem er die vielfache Verkennung beklagt, welche seinem Vater von Leuten widerfahre, die nicht verstehen, „durch die äußere Erscheinung in den inneren Organismus zu blicken": „Was wirkt heut zu Tage eine Recension, da nicht einmal Goethens treffliche und fast durchaus treffende Charakteristik meines Vaters den Leuten die Augen geöffnet hat?" Mißwollende waren in der That thöricht und dreist genug, zu behaupten: das Ganze sei gar nicht ernst zu nehmen, „keinem gewitzigten Leser könne die Ironie darin entgehen", die Goethe mit einer, im Hintergrund lauschenden „bewußten Schalkheit" übe A. W. Schlegel, sämtl. Werke XII, 90; vgl. auch Joh. Hnr. Voß, Briefe III, 2, 63). Wie falsch dergleichen Gerede, davon wird man sich leicht überzeugen, wenn man obige Schilderung des jungen Voß von Goethes Benehmen und Äußerungen beim Lesen der ‚Luise' und der Gedichte vergleicht mit Ton und Art der Recension. Beides steht mit einander in vollkommenem Einklang. — Vgl. Goethe-Jahrbuch XVII, 89, Anmerkung 1.

26. (S. 34.) Christian August Vulpius (aus Weimar, 1762 —1827), der Bruder von Goethes Frau, Schriftsteller, seit 1797 Sekretär an der Herzoglichen Bibliothek zu Weimar, war 1803 promoviert, also gleichfalls noch ein junger doctor philosophiae. — Voß an Börm (4. Mai 1804): „Der Dr. Vulpius, Rinaldo Rinaldini [so heißt der Held von Vulpius' gleichnamigem Räuberroman], ist mein Busenfreund geworden. Er wohnt mir nahe gegenüber. Ich ästimiere nun ganz besonders in ihm den Bibliothekar, denn ich kann alles durch ihn von der Bibliothek erhalten, was ich nur will." —

Folgende Stelle, die durch einen Irrtum im Text ausgefallen ist, bittet man Seite 35 oben (nach dem Worte „Naturgeschichte") einschalten zu wollen: „Da war Goethe ganz allerliebst munter. Es ist

kein Gegenstand, der seiner Aufmerksamkeit entgeht; in Alles bringt er Geist und Leben, und wenn er auch von entlegenen Dingen redet, so nimmt er doch die um ihn her liegenden und wechselnden Gegenstände zu Hülfe, um seine Gedanken in sie einzukleiden. Nie braucht er je ein anderes Gleichnis, als das von Dingen hergenommen ist, die er grade vor sich sieht, und man wundert sich oft, wie er aus einem erbärmlichen Stoffe etwas so Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte."

27. (S. 35.) Heinrich berichtet das in einem, am 9. April 1804, also nur zwei Tage nach der Vorstellung und unter dem lebendigen Eindruck derselben, geschriebenen Briefe an Boie. Offenbar machte die ganz ungewöhnliche Darstellung der Hexen einen tiefen Eindruck auf ihn, der sich gerade mit dieser Dichtung Shakespeares besonders viel beschäftigt hat. Noch vierzehn Jahre später gedenkt er, wenn auch nicht der Aufführung vom 7. April 1804, so doch der Sache, indem er schreibt (Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul S. 45): „Wie prächtig hält Shakespeare diese Zusammenkunft [Macbeths] mit den Hexen. Sie stehn allerdings um ihn, leibhaft, gräßlich anzusehn (nicht holde Jungfrauen, wie Schiller will, sondern Weiber mit häut'gen Lippen und Fingerstummeln)." — Voß erwähnt ausdrücklich, daß die Vorstellung Schiller und Goethe sehr befriedigt habe, — trug dazu vielleicht besonders das Gelingen der Hexenscenen bei?

Daß die bis dahin übliche Art der Darstellung die Dichter nicht voll befriedigte, beweisen u. a. Goethes Briefe an Schiller vom 30. Sept. 1800 und 16. April 1804. Auch das Publikum hatte Anstoß genommen. So schreibt Böttiger nach den ersten beiden Aufführungen, 18. Mai 1800: „. . . die Meinungen der Zuschauer sehr geteilt. Die Meisten hätten ohne Zweifel statt der drei unbeweglichen und langsam tönenden Zwittergestalten lieber drei schnelltrippelnde, vielgewandte, geschäftige Hexenmütterchen . . . gesehen" (Journal des Luxus und der Moden, Jahrg. 1800, XV, 309 f.). Und Solger, der der Aufführung in Lauchstädt am 26. Juni 1800 beiwohnte, bemerkt: aus den Hexen seien „edle Gestalten" geworden, „große, kolossale Figuren, von männlichem Ansehn, die sich langsam und feierlich bewegen."

Aber auch der „kühne Gedanke von Goethe, das Schreckliche dieser Wesen mehr in die Wirkung, als in die Gestalt zu setzen", wie Voß

sich ausdrückt, vermochte nicht, die Hindernisse einer einheitlichen Wirkung zu beseitigen. Denn eben der einheitliche Charakter mangelt den Hexen des Schillerschen ‚Macbeth‘, es sind Zwittergebilde, teils antik feierlich, teils mittelalterlich hexenmäßig, teils feenhaft. So stimmen mit Vossens obiger Beschreibung und mit seiner Bemerkung: Schiller habe sich die Hexen als „holde Jungfrauen" gedacht, vortrefflich die Worte der ersten Hexe (Aufzug IV, Scene 4) überein:

„Seine Seele zu erfreuen,
Schwestern, schlingt den Feenreihen!
Kommt! von unsern schönsten Festen
Gebt ihm einen Tanz zum Besten!
Luft, du sollst bezaubert klingen,
Wenn wir unsre Kreise schlingen,"

während im Widerspruche dazu Banquo (I, 5) von den Hexen sagt:

„— Sieh! wer sind diese da, so grau von Haaren,
So riesenhaft und schrecklich anzusehn!
. . . .
. . jede seh' ich den verkürzten Finger
Bedeutend an die welken Lippen legen."

Auf Grund dieser letzteren Stelle aber Vossens Bericht kurzweg als irrig, die Aussage eines Augenzeugen als unwahr zu bezeichnen, wie E. Palleske (‚Schillers Leben und Werke‘, 5. Aufl., II, 476) und nach ihm Berlit (S. 192) gethan haben, ist unstatthaft.

Leider gewähren die weimarischen Theaterakten keinen Aufschluß. In den Anmerkungen zu seiner Übersetzung des ‚Macbeth‘ (Shakespeares Schauspiele von Joh. Hnr. Voß und dessen Söhnen IX, 2) erwähnt Heinrich die Sache nicht. — Vgl. A. Köster ‚Schiller als Dramaturg‘ S. 112—121 und A. Leitzmann im ‚Euphorion‘ III, 157.

28. (S. 36.) Die drei Vorstellungen des fünfaktigen Schauspiels mit Chören ‚Die Hussiten vor Naumburg im Jahr 1432‘, denen Voß beiwohnte, fielen auf den 15. und 18. Februar und 2. April. — Die Verse:

„Wenn in den Flammen dicke Pfaffen knistern,
Ein Kind der Mauer Eckstein blutig küßt,
Da giebt's ganz andre Töne"

stehen in der 1. Scene des IV. Akts (Sämtl. dramat. Werke, Leipzig 1828, XIX, 66).

Wenn Voß sagt: „Kotzebue zwingt einen zum Weinen," so

stimmt das mit Goethes Äußerung überein: „Die Zwiebel, mit welcher man den Leuten das Wasser in die Augen lockt, weiß er [Kotzebue] zu gebrauchen wie wenige“ (Gespräche VIII, 308). — Die Parodie auf Kotzebues Schauspiel, ‚Herodes vor Bethlehem, oder der triumphierende Viertelsmeister. Ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel in drei Aufzügen. Als Pendant zu den vielbeweinten Hussiten vor Naumburg‘, von Siegfried August Mahlmann, erschien 1803.

Abeken an Voß (31. Dec. 1802): „Die Hussiten sind hier [Berlin] mehr als zwanzig mal gegeben und man sieht sie noch immer mit vielem Beifall; dahingegen das Schauspielhaus bei der zweiten Aufführung der Iphigenie sehr leer war.“

29. (S. 36). „Mit meiner Schule geht mir's sehr gut: ich bin durchgängig von allen Schülern geliebt, und wohl der einzige Lehrer hier, in dessen Stunden es immer ordentlich zugeht,“ schreibt Heinrich später, und einer seiner ehemaligen Schüler bestätigt, wie günstig „die liebenswürdige Persönlichkeit, sein milder Ernst, sein wohlwollender Eifer, sein gediegenes und wahrhaft wissenschaftliches Streben“ gewirkt habe. „So warme Anhänglichkeit, wie sie Voß als Professor in Weimar bei seinen Schülern besaß, hatte damals wohl noch selten ein Schulmann genossen. Es war der Erfolg der reinsten und biedersten Humanität“ (Briefe von Heinrich Voß III, 51 f.).

Christian Gottlob von Voigt (aus Allstädt, 1743—1819), sachsen-weimarischer Staatsminister, war ein langjähriger Freund Goethes.

30. (S. 37.) Briefe XVII, 306.

31. (S. 38.) Goethes Frau an Nic. Meyer (11. Mai 1804): „In Ihrem alten Logis beim Schloßvoigt in unserer Nachbarschaft wohnt jetzt auch wieder ein junger Freund vom Geh. Rat, nämlich der Sohn von dem Dichter Voß, welcher hier als Professor am Gymnasio angestellt worden ist“ (Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nic. Meyer S. 92).

32. (S. 38.) „Der alte Ehrwürdige“ hieß Voß in Halle und Jena unter seinen Studiengenossen, in deren „Griechischer Gesellschaft“ er das Präsidium führte. Von diesem Beinamen stammt die Chiffre D. A. E. her, deren Heinrich sich bei vielen seiner Recensionen bediente. Über den „Herrn DAE“ äußert Goethe später einmal

wegen dessen „eherner rhadamantischer Strenge" sein Mißfallen (Briefe XXI, 142, 19).

Abeken erzählt in seinen Lebenserinnerungen von jener ‚Griechischen Gesellschaft' (nach dem Versammlungstage auch kurzweg ‚Freitag' genannt) und hebt hervor, wie sehr deren Unterhaltung durch Heinrichs briefliche Berichte über Goethe und Schiller belebt wurde, „seine Briefe waren für den Freitag immer ein Fest" (Festschrift zur 300jährigen Jubelfeier des Ratsgymnasiums zu Osnabrück 1895 S. 32. 38).

33. (S. 40.) Im August 1803 hatte Goethe eine bedeutende Sammlung italienischer Münzen und Medaillen des 15. und 16. Jahrhunderts erworben, die sich bis Frühling 1804 auf nahezu tausend Stück vermehrt hatte (Werke XXVII, 95 f. 421; Briefe XVII, 49, 11).

34. (S. 40.) Gleich kräftig sprach Goethe sich über die deutschen Künstler „dieses kraftvollen Jahrhunderts" zehn Jahre später aus, beim Anschauen der Boisseréeschen Gemäldesammlung in Heidelberg (Gespräche III, 145). — Daß Goethe eine Geschichte der Peterskirche plante, geht aus den Briefen an Schiller vom 21. Juni und 5. Juli 1797 hervor.

35. (S. 42.) ‚Athenäum' heißt die, 1798—1800 in Berlin erschienene, Zeitschrift der Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel.

36. (S. 43.) Kotzebue und dessen Mit-Redakteur bei Herausgabe der Zeitschrift ‚Der Freimüthige' Garlieb Merkel suchten häufig genug durch ihr „Gift" Goethes Gesundheit zu schädigen. Wie wenig ihnen dies gelang, ist bekannt, und wie Goethe ein „aus einem verklärten Egoismus" entsprungenes Mittel fand, Kotzebues Haß als „ein notwendiges und zwar günstiges Ingrediens" zu der eigenen Existenz zu betrachten, lernen wir aus Goethes Aufsatz ‚Kotzebue' (Werke W XXXVI, 280—283). Auch an Kotzebue-Merkel mochte Goethe denken, wenn er, als Greis, einmal sagte: „Ich habe immer auf die Verdienste meiner Widersacher Acht gehabt, und davon Vorteil gezogen."

37. (S. 43.) „Sollte man," heißt es in der Recension der Vossischen Gedichte, „zu jener scheinbar gerechten, aber parteisüchtig grundfalschen Maxime stimmen, welche dreist genug fordert, wahre

Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant sein? Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden" (Werke XXIX, 439).

38. (S. 45). Über Riemer schrieb Voß an Abeken (11. April 1806): „Riemer ist ein weit besserer Grammatiker (im höheren Sinn des Wortes), als Dichter. Er versteht den Pindar nicht vor lauter Gelehrsamkeit, und zum Übersetzer taugt er gar nicht. Ich habe von ihm viel Griechisch zugelernt, aber ich wünschte, daß ich mich auch an ihm in der Übersetzungskunst ausbilden könnte." — Riemers scharfe Bemerkung gegen Heinrich Voß (‚Mitteilungen über Goethe' II, 667 Anm.), daß dieser durch seine Recension von Grübels Gedichten (vielmehr von dessen ‚Korrespondenz und Briefen', Jen. allg. Litt.-Zeitung 1809 Nr. 242) Goethe „tückisch einen hämischen Streich versetzt habe", erscheint höchst übertrieben, und wirft ein ungünstiges Licht auf das Verhältnis Riemers und Vossens zu einander. Grob freilich und unfreundlich ist jene Besprechung und nur tadelnd, im Gegensatz zu Goethes freundlicher Anerkennung. Es liegt aber keinerlei Grund vor zu der Annahme, Voß habe Goethe verletzen wollen. Mit den Jahren nahm leider auch bei Heinrich die „barsche Voßität" (Ausdruck Goethes, Tagebuch 27. August 1806, in Bezug auf Heinrichs Bruder Wilhelm gebraucht) zu und auch auf ihn paßt in späteren Jahren das Wort Knebels: „Es ist ein eigenes Geschlecht um das Voßische. Es ist, als wenn sie vom Meister Grobschmied wären gehämmert worden. Alle Züge ihres Charakters sind so hart ausgedrückt" (‚Ch. v. Schiller und ihre Freunde' III, 411).

39. (S. 45.) Es sind die, mit der Überschrift ‚Einsamkeit', unter die Gedichte (Werke W II, 126) aufgenommenen Distichen:

„Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!

Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück.

Denn euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröstlich und hülflich zu sein."

40. (S. 46.) Von den im Wieland-Goetheschen Taschenbuch auf das Jahr 1804 enthaltenen ‚Der Geselligkeit gewidmeten Liedern' Goethes sang Ehlers das ‚Tischlied' („Mich ergreift, ich weiß

nicht wie"), den ‚Rattenfänger' und das ‚Frühlingsorakel' in der eigenen, die ‚Generalbeichte' und das ‚Hochzeitlied' in der Zelterschen Komposition.

Wilhelm Ehlers (aus Hannover, 1774—1845) war damals als erster Tenor in Weimar engagiert, auch als Schauspieler thätig. Goethe sagt in den ‚Tag- und Jahresheften' 1801 von ihm, er sei bei geselliger Unterhaltung höchst willkommen gewesen, „indem er Balladen und andere Lieder der Art zur Guitarre mit genauester Präzision der Textworte ganz unvergleichlich vortrug. Er war unermüdet im Studieren des eigentlichsten Ausdrucks, der darin besteht, daß der Sänger nach Einer Melodie die verschiedenste Bedeutung der einzelnen Strophen hervorzuheben und so die Pflicht des Lyrikers und Epikers zugleich zu erfüllen weiß. Hievon durchdrungen, ließ er sich's gern gefallen, wenn ich ihm zumuthete, mehrere Abendstunden, ja bis tief in die Nacht hinein dasselbe Lied mit allen Schattirungen aufs Pünktlichste zu wiederholen" (Werke W XXXV, 90).

41. (S. 46.) Mit der Überschrift ‚Weltseele' von Goethe, in der Ausgabe letzter Hand, unter die ‚Geselligen Lieder' und in die Abteilung ‚Gott und Welt' aufgenommen, aus den ersteren von späteren Herausgebern mit Unrecht ausgeschieden.

42. (S. 48.) Ist die Bezeichnung ‚Werthers' als Goethes „Erstling" nur insofern richtig, als diese Dichtung die Reihe von Goethes Romanen eröffnet, so war die berüchtigte ‚Lucinde' in der That das Werk, in dem Friedrich Schlegel sich zum ersten Mal als Dichter versuchte. Über den Roman vgl. R. Haym: Die romantische Schule S. 493—530 und W. Dilthey: Leben Schleiermachers I, 486—494.

43. (S. 48.) ‚Musen-Almanach für das Jahr 1802'. Herausgegeben von A. W. Schlegel und L. Tieck. Tübingen 1802.

44. (S. 48.) Der, hauptsächlich gegen die Brüder Schlegel gerichtete Aufsatz Johann Daniel Falks ‚Die Charakteristiker' erschien im ‚Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire' (1802, Jahrgang 6, S. 241—344). Falk führt die, Heinrich vorschwebenden, Worte Goethes aus den ‚Propyläen' selbst an. Er sagt, dem Publikum scheine „ein unvertilgbarer Sinn, ein unverwüstliches Gefühl beizuwohnen, daß ein verunglücktes Phantasiestück, wie die Lucinde, mit einem ächten Vossisch-theokritischen Naturgemälde,

ja selbst mit einem Fieldingschen Naturprodukt, keine Vergleichung aushalte; und darin mag das Publikum denn auch wohl recht haben. Goethe sagt in den Propyläen, wo den Imaginanten wie den Phantasten, nach deutscher Reim- und Klangweise, unter dem Namen der Schwebler und Nebler, ihr Recht angethan wird: ‚Der Nachahmer schadet der Kunst nie, denn er bringt sie mühsam auf eine Stufe, wo sie ihm der ächte Künstler abnehmen kann und muß; der Imaginant hingegen schadet der Kunst unendlich, weil er sie über alle ihre Grenzen hinausjagt, und es bedürfte des größten Genies, sie aus ihrer Unbestimmtheit und Unbedingtheit gegen ihren wahren Mittelpunkt in ihren eigentlichen, angewiesenen Umkreis zurückzuführen‘. Diese Worte sollten die Herren Schlegel mit goldnen Buchstaben in ihre Haustafel graben.“ — Goethes Worte finden sich in dem Aufsatze ‚Der Sammler und die Seinigen‘ (Werke XXVIII, 152 f.)

45. (S. 49.) Tagebücher 19. Juni 1804: „Bei Fr. v. Wolzogen zum Abendessen.“ Schillers Frau an Frau Griesbach (20. Juni 1804): „Gestern Abend war der älteste Voß mit uns bei meiner Schwester, wo wir recht lustig waren. Es ist ein so guter braver Mensch, der einen recht freuen kann; er geht still und emsig seinen Weg fort und treibt sein Geschäft mit Liebe und Eifer“ (‚Ch. von Schiller und ihre Freunde‘ I, 383).

Caroline von Wolzogen, geb. von Lengefeld (1763—1847), die Schwester von Schillers Frau, war seit 1794 in zweiter Ehe mit dem Oberhofmeister, späteren Gesandten in Petersburg, Wilhelm von Wolzogen verheiratet.

Mit Frau von Stein erschien deren Nichte Anna Amalia von Imhoff (1776—1831, seit 1803 mit dem schwedischen Oberstlieutenant von Helvig vermählt). Schiller und Goethe, dieser besonders, nahmen lebhaft thätigen Anteil an der Entwickelung ihrer dichterischen und künstlerischen Begabung. Sie hatte Goethe „früher als ein höchst schönes Kind, später als ein vorzüglichstes Talent“ angezogen (‚Tag- und Jahreshefte‘ Ende 1799 und 1820). Ihre eigenen Dichtungen sind, wie die C. von Wolzogens, heute vergessen; doch hat sie, wie diese in ‚Schillers Leben‘, in ihrer trefflichen Verdeutschung von Tegners ‚Frithjofsage‘ ein Werk von dauernder Bedeutung geschaffen.

46. (S. 49.) Vom 2. bis 7. Juli war Goethe in Jena. In der lebhaften Sehnsucht Heinrichs, bei einer nur fünftägigen Tren-

nung, spiegelt sich die gesteigerte Vertrautheit im Umgang mit dem Meister auf das Schönste.

47. (S. 49.) „Dein Geschenk“ für „Ihr Geschenk“, wie Heinrich in dem an Frau Griesbach gerichteten Briefe schrieb.

48. (S. 50.) Sicher fällt dieser Abendbesuch bei Goethe in die erste Hälfte des Juli, wahrscheinlich auf den 8., an welchem Goethes Tagebuch verzeichnet: „Abends Schiller.“

In zwei Bänden erschienen 1804 ‚Die Trauerspiele des Sophokles. Übersetzt von Friedrich Hölderlin‘ (nur ‚König Oedipus‘ und ‚Antigone‘). Jede Seite dieses Werkes beweist, daß es einer tiefer-krankten Phantasie, einem aus den Fugen gehenden Geiste entstammt. Es erregt gewiß ein pathologisches Interesse, kann aber unmöglich philologisch streng beurteilt werden.

Heinrich lieferte eine Recension darüber (Jen. Allg. Litt.-Zeitung Oktober 1804, Nr. 255), die in ihrem schulmeisterlichen Dünkel und vorlaut spatzenmäßigen Tone dem unglücklichen Dichter wenig gerecht wird. Heinrich scheint sein Unrecht auch dunkel gefühlt zu haben, denn er schrieb an Wolff: „Ich war bange, er [Vossens Vater] möchte nicht zufrieden sein, weil ich es mit dem Hölderlin etwas derbe gemacht habe; aber mein Vater ist in seinen Recensionen selbst derbe, und muß es an seinem Sohne schon dulden.“

49. (S. 51.) Der Geschichtsforscher Heinrich Luden (aus dem Hannöverschen, 1780—1847, seit 1806 Professor in Jena) hielt sich damals in Berlin auf, gleichzeitig mit Abeken, der am 28. Juni 1804 an Heinrich geschrieben hatte: „Das Päckchen, welches Du hierbei bekömmst, enthält eine Tragödie, deren Verfasser einer meiner hiesigen Freunde, mit Namen Luden, Lehrer bei dem Sohne des Geh. R. Hufeland, ist. Ihr Gegenstand ist Charlotte Corday. Es ist ein erster Versuch, einige kleinere Gedichte des Verfassers abgerechnet. Ich habe das Stück gelesen, und nach meiner Meinung enthält es Beweise von dem Geiste des jungen Dichters, den ich aus vielen Proben schon kenne .... Nur halte ich es für einen Mißgriff, Trimeter für dieses Stück zu wählen .... Ebenso mißfällt mir auch die Einmischung der Stanzen und andrer gereimter Verse.“ — Am 10. August antwortete Abeken auf Heinrichs Mitteilung: „Das Urteil, welches Dein Brief enthielt, habe ich Luden gemildert mitgeteilt. Es thut mir leid für den guten Luden, der auf eine Aufmunterung

von Goethe gerechnet hatte." — Ludens ‚Charlotte Corday' ist, wie es scheint, nicht gedruckt erschienen. Seine erste Begegnung mit Goethe fand am 10. August 1806 bei Knebel in Jena statt. In den ‚Rückblicken in mein Leben' giebt Luden höchst lesenswerte Berichte über seinen Verkehr mit Goethe (Gespräche II, 33—102. III, 39—44. 97—108).

50. (S. 53.) Die damals 73jährige Mutter Goethes hatte achtzehn Jahre „Vorsprung". — Der Tag dieser Fahrt ist unbestimmt. Jedenfalls fand sie vor dem 31. Juli statt, denn an diesem Tage reiste Riemer mit Goethes Sohn nach Lauchstädt (Briefe XVII, 163, 9. 167, 15).

51. (S. 53.) Eichstädt an Goethe (5. August 1804): „Ich habe noch gestern gelesen, wie glücklich er [Heinrich] sich in seiner Lage fühlt und mit welchem Hochgefühl er noch den letzten Freitag bei Ihnen gefeiert hat" (Briefe XVII, 185, 4. 319).

52. (S. 53.) Schillers Kalender 19. Juli: „Nach Jena gereist," 24.: „Wurde ich von der Kolik befallen," 25.: „Emilie geboren. Name: Emilie Henriette Louise." — Schillers Frau an Fischenich: „Starkens Sorgfalt dankt Schiller und ich das Leben. Er hat Schiller unermüdlich gepflegt" (J. H. Hennes: Fischenich und Charlotte von Schiller S. 60). — Von den zwei Medizinern Johann Christian Stark (Oheim und Neffe) in Jena, die beide als Praktiker und Lehrer der Geburtshilfe Bedeutendes leisteten, war der ältere Schillers Leibarzt.

53. (S. 54.) Johann Gottlob Marezoll (aus Plauen i. V., 1761—1828). Caroline Herder an Knebel (19. Mai 1803): „Mein Mann hat den Superintendent Marezoll am Sonntage eingeführt in Jena. Er ist mit Marezolls Predigt und seinem ganzen Betragen sehr zufrieden gewesen" (‚Zur deutschen Litteratur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß' II, 44).

54. (S. 55.) Schiller an seine Frau (21. August 1804): „Gesehen habe ich hier noch keine Seele, den Professor Voß ausgenommen" (‚Schiller und Lotte' 2. Ausg. III, 202).

55. (S. 55.) Die Worte „Alle Menschen sollen leben" finden sich in keinem Gedichte Schillers, vielmehr verschmolzen die beiden Verse „Alle Menschen werden Brüder" und „Auch die Todten sollen leben" aus dem Lied ‚An die Freude' in Vossens Erinnerung zu Einem Verse.

56. (S. 57.) Seinen „poetischen Scharfsinn" zeigte Heinrich in der Recension der Sophoklesübersetzung von Ast (Jen. Allg. Litt.-Zeitung 1804, Nr. 256) bei der Erklärung der Verse 674—676 des ‚Ajas', die in Donners Übersetzung lauten:

„Der wilden Winde leis'rer Hauch besänftiget
Des Meeres Toben; auch der Allbezwinger Schlaf
Löst, wen er fesselt, und umfängt nicht ewig uns."

Voß sagt, den beiden Mächten Sturm und Schlaf werde hier „poetisch als Wirkung beigelegt, was, physikalisch betrachtet, nur Folge ist, wenn sie in ihrer eigentlichen Wirkung aufhören."

Sollte „die G . . . .", wie A. Leitzmann vermutet (Euphorion III, 157), „die Gänse" bedeuten?

57. (S. 57.) Voß schrieb, da der Brief, aus dem diese Stelle ausgehoben ist, an Solger gerichtet war, natürlich „Deine Übersetzung". — Karl Wilhelm Ferdinand Solger (aus Schwedt an der Oder, 1780—1819), Ästhetiker, hatte mit Heinrich in Halle und Jena studiert, sie waren vertraute Freunde geworden.

58. (S. 58.) Solgers Verdeutschung des Sophokles erschien 1808, nachdem ‚König Ödipus' bereits 1804 anonym erschienen und von Heinrich in der Litteratur-Zeitung recensiert worden war. An Abeken schrieb Solger (4. Dezember 1808): „Daß immer noch keine Beurteilung meines Sophokles erscheint, macht mich fast unzufrieden. Auch daß Goethe mich immer noch nicht einer Antwort würdigt, kränkt mich ein wenig, wenn ich aufrichtig sein soll. Ihm hätte ich vor allem zu gefallen gewünscht. Was er mir durch Riemer und dieser wieder durch Dich hat sagen lassen [Abeken lebte damals als Hauslehrer von Schillers Kindern in Weimar], hat mir etwas Schonendes, was mich wenigstens nicht sehr erfreut hat."

Goethe trat mit Solger zwar nie in nähere Beziehung, wie sehr er aber die Schriften des feinsinnigen Mannes schätzte, beweist seine Besprechung von ‚Solgers nachgelassenen Schriften und Briefwechsel'. Von Solgers Bemerkungen über die ‚Wahlverwandtschaften' (Nachgelass. Schriften I, 175—185. 370 f.) urteilte Goethe, daß „nicht leicht etwas Besseres über jenen Roman gesagt worden" sei (Gespräche VI, 31 f.).

59. (S. 58). Häufig wiederkehrender Vers in Homers ‚Odyssee', den Voß, der Vater, übersetzt:

„An der Fülle des Fleisches und süßen Weines uns labend."

60. (S. 59.) Voß an Truchseß (November 1821): „Über Philister laß mich zur Ehre Schillers, der das Wort in Umlauf gesetzt [vgl. das Xenion „Fort! ins Land der Philister ihr Füchse“ (Schriften der Goethe-Gesellschaft VIII, 2. 112)], eine Bemerkung machen. Keinen Stand versteht man darunter, sondern den Linkischen, den Geistlosen in jedem Stande und Geschäft, der sich durch thörichte Anmaßung über seine Sphäre erhebt. Wer einen Handwerker Philister schelten wollte, weil ihm Wissen und Gelehrsamkeit abgeht, würde dadurch selber zum Philister. Ein Handwerker kann in seiner Art ein Lessing, ein Shakespeare sein, z. B. ein erfindender Tischler. Ja selbst ein mechanischer Handwerker ist kein Philister, wenn er bloß sein will, was er ist; er gehört zu den achtbarsten Nährern des Staats ..... Einen prächtigen Philister zeichnet Goethe im ‚Wilhelm Meister‘ mit wenigen Worten, einen Jüngling, der mit dem Buch in der Hand die Natur bewundert, der die Schauspielergesellschaft auf das Rieseln der Quellen, das Säuseln des Windes aufmerksam macht, und dem Philine einen Kuckuck zuruft.“

Diese letztere Bemerkung gehört zu den schiefen, an der Oberfläche sich bewegenden, ästhetischen Urteilen Heinrichs, deren man, besonders in den Briefen an Truchseß, nicht wenige findet. Jenen „jungen Mann“ in den ‚Lehrjahren‘ (Buch II, Kapitel 4, Werke XVII, 108), den Goethe zu Philine meisterhaft in Kontrast setzt, wird ein sinnvoller Leser schwerlich für einen „Philister“ halten.

Wie Vossens, des Vaters, Dichtungen arm sind an echter „Poesie“ — er selbst gab es zu — und wie ihm das eigentliche poetische Verständnis mangelte, so fehlte gerade dieses auch seinem Sohne Heinrich, trotz dessen Begeisterung für Dichter und deren Werke. Mehr als er irgend ahnte, gehörte Heinrich selbst dem „Land der Philister“ an, und bisweilen ist man versucht zu glauben, daß die Freunde den Beinamen „der alte Ehrwürdige“ nur aus gutmütiger Schonung wählten, statt des richtigeren „der alte Philister“.

61. (S. 60.) „Die Fülle der Menschheit in ihm, das Gemüt des Großen, das Naturell,“ das Goethe noch 1815 in dem katholisch gewordenen Protestanten Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg verehrte (Gespräche III, 195), war es, was Heinrich schon in der Kinderzeit unbewußt an sich zog.

62. (S. 61.) Die neue Ausgabe von Goethes Werken erschien 1806—1810 in dreizehn Bänden. ‚Faust‘ (d. h. der erste Teil, in seiner

jetzigen Gestalt) eröffnete im Frühjahr 1808 den achten Band. — Seit 1803 beschäftigte Goethe sich mit einer Bühnenbearbeitung des ‚Götz‘, um ihn für das, mit Schiller geplante, Repertorium des deutschen Theaters zu gewinnen. Schiller selbst hatte die Arbeit nicht übernehmen wollen, war aber „mit Rath und That vom ersten Anfang bis zur Vorstellung einwirkend“. Goethe, „wie Penelope, immer webend und wieder aufdröselnd“, hatte über ein Jahr daran gearbeitet, und sich überzeugt, daß die Aufgabe, bei der „antitheatralischen Grundrichtung“ des Stücks, fast unlösbar sei (‚Tag- und Jahreshefte‘ 1804; Aufsatz ‚Über das deutsche Theater‘; Briefe XVII, 170, 1. 171, 24. 172, 1). — Die erste Aufführung fand am 22. September 1804 statt. Geteilt für zwei Abende wurde ‚Götz‘ am 29. September und 13. Oktober, endlich für einen Theaterabend gekürzt am 8. Dezember 1804 gegeben.

Joseph Marius Babo erwies sich als einer der begabteren „Nachahmer“ des ‚Götz‘ in seinem Trauerspiel ‚Otto von Wittelsbach‘.

63. (S. 62.) Der Recensent in der Jen. Allg. Litteratur-Zeitung (Oktober 1804, Nr. 235—238) war Johann Friedrich Ferdinand Delbrück (Briefe XVII, 84, 21). — Zeigte sich auch, daß die Mehrzahl der Leser und Hörer nicht „gerade das verstand, was Goethe haben wollte“, so ließen es doch die nächsten Freunde keineswegs an Teilnahme und Verständnis fehlen. Der Herzog, Schiller, Herder, Zelter, Körner, Fichte (Goethe-Jahrbuch XV, 44—48), Rochlitz u. a. äußerten sich voll hoher Anerkennung (Werke XXVII, 90. 317. 418 f.). Von dem Interesse, das Schillers Frau an der Dichtung nahm, zeugen ihre ‚Bemerkungen über Eugenie von Goethe‘ (‚Ch. v. Schiller und ihre Freunde‘ I, 147 ff. II, 239). — Die Bezeichnung ‚Eugenie‘ überwog anfangs, obgleich das Werk unter dem Titel ‚Die natürliche Tochter‘ erschienen war. Tagebücher 2. April 1803: „Vorstellung von Eugenie,“ Schillers Kalender am selben Tage: „Natürliche Tochter.“

Abeken, welcher der ersten Aufführung in Berlin (12. Juli 1803) beigewohnt hatte, wird nicht müde, in seinen Briefen an Heinrich sich nach der Fortsetzung der ‚Natürlichen Tochter‘ zu erkundigen; 1804, 4. Februar: „Vergiß auch nicht, mir zu schreiben, ob und wann man die Fortsetzung der Eugenie hoffen dürfe. Es geht hier ein Gerücht, Goethe werde sie nicht fortsetzen. Das wird doch nicht wahr sein?“ 28. Juni: „Wird die Fortsetzung der Eugenie nicht bald er-

scheinen? Ich habe ein unbeschreibliches Verlangen darnach. Äußert sich Goethe nie darüber?" 10. August: „Sage mir nur, wird denn der 2te Theil der Eugenie nicht bald erscheinen? — Es ist wirklich grausam, einen anderthalb Jahr lang warten zu lassen, nachdem die Erwartung so sehr gespannt worden ist. Ich kann gar die Zeit nicht erwarten, wo das herrliche Werk vollendet sein wird. Weißt Du denn gar nichts? spricht Goethe gar nicht davon? U. weißt Du überhaupt nichts von seinen künstlerischen Arbeiten?", worauf Heinrich nie antwortete und erst am 26. April 1807, nach wiederholter Anfrage, kurz und dürftig erwiderte: „Goethe wird die Eugenie gewiß nie fortsetzen."

64. (S. 63.) Am 12. November 1804 wurde, zu Ehren der Ankunft des Erbprinzen Karl Friedrich und seiner Gemahlin Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland, Schillers Festgedicht ‚Die Huldigung der Künste. Ein lyrisches Spiel' aufgeführt. — Voß citiert ungenau, der zweite Vers lautet:

„Wo man beglückt, ist man im Vaterlande."

65. (S. 64.) Der Schriftsteller Joseph Ludwig Stoll (aus Wien, 1778—1815) privatisierte damals in Weimar. — Heinrich Becker (Künstlername für: von Blumenthal, aus Berlin, starb 1822) gehörte von 1791—1809 dem Hoftheater in Weimar an, war auch als Regisseur thätig.

66. (S. 64.) Wir denken hier an Goethes Worte im ‚Epilog zu Schillers Glocke' (Strophe 3):

„Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt, . . .
Das haben wir erfahren und genossen,"

und an Goethes Äußerung gegen Eckermann: „Er ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde" (Gespräche VI, 328).

67. (S. 66.) Schiller an Körner (20. November 1804): „Die Festivitäten, welche die Ankunft unserer Erbprinzessin veranlaßte, sind nun zu Ende, und wir treten wieder allmählig in unser gewöhnliches Philisterleben zurück. Außer einem Katarrh, den ich mir geholt, bin ich ganz leidlich weggekommen."

68. (S. 66.) Christoph Wilhelm Iden (aus Osnabrück, 1770—1843) hatte in Jena Theologie studiert, war dann Hauslehrer beim Grafen Stolberg in Eutin gewesen und von dieser Zeit her mit Voß

befreundet. Er konnte jetzt über Stolberg leicht Neues berichten, da er, als Pastor in Osnabrück, dem in Münster und Lütjenbeck wohnenden Grafen nahe war.

69. (S. 67.) Der Archäologe Karl August Böttiger (aus Reichenbach im Voigtland, 1760—1835) bildete als „Magister Ubique" und „Herr Überall" mit Merkel und Kotzebue jenes Kleeblatt, gegen das die beiden Gewaltigen im Unmut manchen Vers schleuderten, Goethe z. B. die Invective ‚Triumvirat' (Werke W V, 172). Goethes Erbitterung war durch mehr als Eine „Canaillerie" Böttigers (Goethe an Schiller, 17. August 1799) veranlaßt und machte sich bisweilen in den kräftigsten Ausdrücken Luft (Vgl. Gespräche VIII, 294). — „dente Theonino" (Horaz: Episteln I, 18, 82), soviel wie schmähsüchtig; Voß, der Vater, übersetzt: „mit giftigem Zahne". — Friedrich Ast (aus Gotha, 1778—1841), Philologe, damals Privatdozent in Jena, hatte ein Trauerspiel ‚Crösus' verfaßt.

70. (S. 68.) Voß hatte Asts Sophoklesübersetzung eingehend und im Allgemeinen anerkennend besprochen, den Versbau aber im Einzelnen getadelt (Nr. 256 f. der Jen. Allg. Litt.-Zeitung 1804). Darauf erklärte Ast (Nr. 141 des Intelligenzblattes der Litt.-Zeitung), er achte keine einzige der Kritiken jenes Recensenten für gehaltvoll und bedeutend, die meisten aber geradezu für falsch; er werde demnächst seine Gedanken über den Geist, in dem man die Alten übersetzen und verstehen müsse, darlegen. Voß überließ die Antwort Goethe, und so folgte unmittelbar unter Asts ‚Erklärung und Anzeige' die kurze und bündige ‚Antwort des Recensenten', die Goethe am 14. Nov. 1804 mit der Bemerkung an Eichstädt geschickt hatte: „Mit unserm lieben Professor Voß bin ich einig geworden Beiliegendes als eine Antwort auf die Astische Erklärung vorzuschlagen.... Lassen Sie uns ja womöglich verhindern, daß der Riß zwischen zwei verdienten jungen Leuten, die in Einem Felde sich bemühen, nicht unheilbar werde" (Werke XXIX, 242 f.; Briefe XVII, 214, 17).

Als Ergänzung diene eine Aufzeichnung des Archäologen Friedrich Gottlieb Welcker: „Voß, der tägliche Besucher der beiden großen Dichter, erzählte mir von Goethe, wie angenehm es ihm sei, wenn er mit ihm Sophokles lese; wie er die Wörter, die er zuerst lerne, aufzufassen und nach allen Beziehungen zu würdigen verstehe, daß sich Goethe aus spanischen Büchern, die er von Göttingen erhalte, viele Wörter aufzeichne. Aber auch mit Rührung, wie weise und ge-

schickt Goethe ihn, als er über eine böswillige Kritik aufgebracht war, besänftigt und auf alle Erwiderung zu verzichten bewogen habe, und so immer wohlmeinend und edel in seinem Rathe sei" (Gespräche VIII, 293 f.).

71. (S. 68.) Der kurze Brief Goethes an Schiller (1. Januar 1805) beginnt mit den Worten: „Hier zum neuen Jahr mit den besten Wünschen, ein Pack Schauspiele."

72. (S. 69.) Tagebücher 1. Januar 1805: „Abends mit den Meinigen. Varia. Prof. Voß. Othello." — Von Schiller, an den Heinrich in den Weihnachtstagen, von Jena aus, einige Scenen aus der Übersetzung geschickt hatte, erhielt er die briefliche Anerkennung: „Der Monolog ist rund und nett ausgedrückt, und kann bis auf ein paar eigentlichere Ausdrücke, die wir aber zusammen schon finden werden, ganz wie er ist gebraucht werden. Dasselbe gilt auch von dem ersten Akte, den Sie mir vor Ihrer Abreise zurückließen. Über ein paar mangelhafte Ausdrücke wollen wir nach Ihrer Zurückkunft schon Conferenz halten." Und an Iffland schrieb Schiller (12. April 1805) in Bezug auf die Übersetzung: „eine verdienstliche Arbeit und ich darf sie mit Überzeugung auch Ihnen empfehlen" (Jo. Val. Teichmann: Litter. Nachlaß S. 233). — In der, an Iden gerichteten, Vorrede zum ‚Othello' (erschienen 1806, aufgenommen in Goedekes Ausgabe von ‚Schillers sämtl. Schriften' XV, 2, 229—322) sagt Voß: „Ich widmete diesem Geschäft alle meine Nebenstunden, und mit dem Anfange des Jahres 1805 überlieferte ich Schillern den Entwurf einer getreuen Übersetzung. Wir gingen hierauf gemeinschaftlich das Ganze durch, besprachen jede schwierige Stelle mit kritischer Umständlichkeit, fochten an, vertheidigten, änderten, bis es endlich ungefähr die jetzige Gestalt erhielt." Vgl. ‚Nachlese zu Schillers Werken', hsg. von K. Hoffmeister III, 290—297. — Zelter komponierte für die Aufführung in Weimar (8. Juni 1805) das Lied der Desdemona (Goethe-Jahrbuch XIII, 142).

Heinrichs Übersetzung des ‚Othello' ist jetzt bequem zugänglich in Reclams Univ.-Bibliothek Nr. 21, ebenso seine (später im Text genannten) Verdeutschungen von Shakespeares ‚König Lear' Nr. 13, ‚Macbeth' Nr. 17 und ‚Verlorene Liebes-Müh' Nr. 756.

73. (S. 69.) Von Berlin aus wurde Voß bei der Übertragung des ‚Lear' (erschienen 1806) durch seine Freunde Abeken und Solger unterstützt. Abeken sandte auch Proben aus der Übersetzung des, da-

mals sechzehnjährigen, hochbegabten Wolf Grafen von Baudissin. „Das ist ein Knabe, der seines Gleichen nicht hat," schreibt Voß an Abeken (3. August 1805), „der im fünfzehnten [so] Jahre schon durch seinen Genius auf die Stufe gebracht wird, wo oft der reife Mann nicht durch den Verstand und die Reflexion hin kömmt. — Darf ich Gebrauch von den überschickten Liederchen machen? ich weiß oft nichts andres und Beßres zu geben, als ich hier vorfinde; nur modele ich es um, um es mit meiner Arbeit homogen zu machen."

74. (S. 69.) Die Datierung dieses abendlichen Besuches ist unsicher. Vermutlich fiel er kurz vor den 23., sicher vor den 26. Januar, denn am 23. berichtet Goethe an Eichstädt, er habe „in diesen Tagen" die Recension der Allemannischen Gedichte bearbeitet, am 26. sandte er die Recension an Eichstädt (Briefe XVII, 245, 2. 251, 17; Gespräche II, 149).

75. (S. 70.) Die chronologische Ordnung des Textes machte an dieser Stelle einen Anachronismus unvermeidlich. Der Ausdruck „Serapiontisch", hier gleichbedeutend mit „wahrhaft gefühlt", ist in Erinnerung an E. T. A. Hoffmanns Dichtung ‚Die Serapionsbrüder' gebraucht, die erst 1819 erschien. Vossens Bemerkung gehört einem Briefe an Abeken vom 17. März 1820 an.

76. (S. 73.) Schillers Kalender 9. Februar 1805: „Hatte ich in der Nacht den Fieberanfall," 11. Februar: „Fieberanfall in der Nacht."

77. (S. 75.) Die Worte „Während dieser Gespräche" bis „Linderung ein" rühren von dem ersten Herausgeber dieses Briefes, Niemeyer, her und sind veranlaßt durch die, nur zu billigende, Streichung einer geschmacklosen Stelle, die man da, wo sie steht, in einem vertraulichen Briefe an einen Freund, gelten läßt, deren Veröffentlichung aber Voß gewiß nie würde zugegeben haben. Da sie nun einmal von den späteren Herausgebern gedruckt ist, so sei sie, der Vollständigkeit wegen, hier abseits untergebracht.

„Nun klagte er, daß ihn der Mangel an Öffnung so unruhig und bange mache. Ich rieth ihm, nur einen Versuch zu machen und geduldig die Zeit zu erwarten. „Sie haben Recht," erwiderte er, „Gelegenheit macht Diebe," und folgte meinem Rat. Als er nun so auf jenem Stuhle, der oft auch für Könige bedeutender wird als der Thron, saß, verglich er sich mit Cato, der auch einmal in dieser Positur gesessen und so Audienz gegeben hatte. Ich erzählte ihm aller-

lei lustige ähnliche Geschichten, die ihn sehr ergötzten, und so verflossen ein paar fröhliche Stunden. Endlich und endlich erfolgte Linderung, und Gott weiß es, wie herzlich und innig ich gratulierte. „Nun," sagte er ganz gleichmütig, „bin ich gesund. Ich brauche mich jetzt nur zu erholen und wieder Kräfte zu sammeln . . . Ach!" sagte er mir am folgenden Tage, „die verwünschten Verstopfungen, sie rauben mir alle Jahre zwei Trauerspiele, die ich ohne sie schreiben würde."

78. (S. 76.) Goethe an Schiller (22. Februar 1805): „Wenn es Ihnen nicht zuwider ist ein Paar Worte zu schreiben, so sagen Sie mir doch wie es Ihnen geht? Wovon ich, so sehr es mich interessiert, nichts eigentliches erfahren kann." Goethe traute offenbar den Berichten nicht, die ihm, gewiß täglich auch durch Voß, über Schillers Befinden zugingen. Schiller antwortete am selben Tage: „Die zwei harten Stöße die ich nun in einem Zeitraum von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert und ich werde Mühe haben, mich zu erholen . . das Fieber war so stark und hat mich in einem schon so geschwächten Zustand überfallen, daß mir eben so zu Muthe ist, als wenn ich aus der schwersten Krankheit erstünde, und besonders habe ich Mühe eine gewisse Muthlosigkeit zu bekämpfen, die das schlimmste Übel in meinen Umständen ist."

Hier gedenken wir der Worte Goethes im ‚Epilog zu Schillers Glocke' (Strophe 9):

„Doch wie er athemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren."

79. (S. 77.) Der Maler Johann Heinrich Meyer (aus Stäfa am Züricher See, 1759—1832), seit 1791 Professor an der Zeichenschule zu Weimar, „unschätzbar in jedem Sinn", wie ihn Goethe einmal nennt, gehört zu dessen vertrautesten Genossen.

80. (S. 78.) Die französischen, italienischen und englischen ‚Miscellen', herausgegeben von Helmine von Chézy, Phil. Jos. von Rehfues und J. C. Hüttner, bei Cotta, waren die Vorläufer des seit 1807 erscheinenden ‚Morgenblattes'.

81. (79.) Die Idyllen des lateinischen Dichters T. Calpurnius Siculus erschienen in deutscher Übersetzung 1804 von Fr. von Adelung, 1805 von C. C. G. Wiß.

82. (S. 81.) Friedrich Heinrich von der Hagen (aus der Uckermark, 1780—1856) hatte zu der Zeit ‚Proben der Nibelungen nebst Auszug des Inhalts vom Ganzen' veröffentlicht (‚Eunomia' 1805, März, S. 171—187).

Da Voß in den allgemeinen Betrachtungen, die er über die Wahl des Versmaßes bei Übersetzungen in die neuhochdeutsche Sprache an das Obige knüpft, mehr oder weniger das Ergebnis jenes Gespräches mit Goethe, Meyer, Fernow und Riemer niedergelegt zu haben scheint, möge hier das Wichtigste folgen.

„Die Wahl des Hexameters will mir so wenig behagen, als die Stanze oder der à la Nicolay gereimte Jambus. Jede dieser Versarten wird notwendig einen andern Charakter mit sich führen .... Mein Rath ist, man bleibe bei der Form des Originals und vertausche nur veraltete Ausdrücke mit verständlichern .... Ich denke, jeder Styl, jede Form, jede Schattirung, Farbe und Tonart läßt sich in unserer Sprache ausdrücken; und wenn man uns peruanische Idyllen gäbe, die unter dem Himmelsstriche einer ganz andern Welt entstanden sind, sie müssen sich mit allen ihren specifischen Eigenthümlichkeiten bis auf die feinsten Nuancen in unserer Sprache ausdrücken lassen. Halte — das ist mein Zuruf bei den ‚Nibelungen' [der Adressat ist Niemeyer, der 1805 eine Probe seiner Übertragung in fünffüßigen, reimlosen Jamben veröffentlichte] — halte die Form heilig, welche der begeisterte Dichter während der Schöpfungsstunde auf göttlichen Antrieb wählte; sie ist zu innig vom Geiste der Dichtung durchdrungen, als daß der selbige Geist auch noch in einer andern Form sich ausdrücken könnte. Nimm den Geist der Rose; er gestaltet sich nur als — Rose. Verlange nicht von der Nelke, daß sie sich als Rose gestalten und zugleich Nelke bleiben soll; es ist unmöglich, unter allem Unmöglichen das Unmöglichste. Ja, ich würde noch weiter gehen und das Umarbeiten der altdeutschen Epopöen ganz verbieten, wenn ich nicht einsähe, daß unsere Sprache von der echt altdeutschen gar zu sehr abwiche, nicht etwa wie der schwäbische Dialekt von dem holsteinschen, sondern etwa wie der dänische vom schwedischen. Es findet hier keine Modernisirung, sondern wohl eine wirkliche Übersetzung statt. Du wirst mir einwenden: das Publikum wird eine eigentliche Übersetzung nicht gern hinnehmen, nicht zu Ende lesen, es verlange eine mehr ansprechende Form. — Kann sein, lieber Freund; aber das Publikum kümmere uns nicht. Wir arbeiten für ein Besseres.

Denke an Goethe, den Einen, und sage mit jenem Griechen: ‚Unus Goethe mihi instar omnium'. . . . Ich sehe nur in der Form den Genius und bin eines Andern nicht fähig."

An v. d. Hagen schrieb Goethe (18. Oktober 1807): „Das Lied der Nibelungen kann sich, nach meiner Einsicht, dem Stoff und Gehalte nach, neben alles hinstellen, was wir poetisch vorzügliches besitzen; wohin ich es der Form und dem Gehalt nach einrangiren soll, bin ich bis jetzt mit mir selbst noch nicht einig. Man hatte bisher zu sehr mit den alterthümlichen Eigenheiten zu kämpfen, welche das Gedicht für einen Jeden umhüllen, der es nicht ganz eigen studirt und sich hiezu aller Hülfsmittel bemächtigt." — Vgl. Goethes Brief an Knebel vom 25. November 1808.

Künstlerisch verwertete Goethe die „am Horizont der Dichtkunst" aufleuchtenden Gestalten Brunhildens und Siegfrieds in dem Maskenzuge ‚Die romantische Poesie' (30. Januar 1810).

83. (S. 81.) Das ist ein Irrtum. Schiller besuchte das Theater zum letzten Mal am 1. Mai; man gab das Schrödersche Lustspiel ‚Die unglückliche Ehe durch Delikatesse'. Goethe erzählt in den ‚Tag- und Jahresheften' 1805: „Anfangs Mai wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff in's Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißbehagen hinderte mich ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Hausthüre um uns niemals wieder zu sehen." Daß hier der Ausdruck „Anfangs Mai" wörtlich zu nehmen ist, beweist ein Brief von Kirms an Böttiger: „Weimar den 10. Mai 1805. Am Mittwoch vor acht Tagen (also am 1. Mai) sprach ich Schiller zum letzten Mal im Theater" (Goethe-Jahrbuch VII, 299). — Auf diesen letzten Theaterbesuch Schillers beziehen sich auch Goethes Worte im ‚Epilog' (Strophe 10), man habe „mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele" Schiller

„. . . noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen."

Vgl. H. Düntzers Erklärung des Gedichtes (Zeitschrift für deutsche Philologie 1893, XXVI, 81—105).

Mit Bezug auf Schillers letzte Tage erzählt C. von Wolzogen in ‚Schillers Leben': „Der gute Heinrich Voß erbot sich zu Nachtwachen; doch blieb Schiller lieber allein mit seinem treuen Diener."

84. (S. 82.) Der ärztliche Bericht über das Ergebnis der

Sektion ist vollständig mitgeteilt von Hoffmeister (‚Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke‘ V, 329 f.).

85. (S. 83.) Diese Schilderung bezieht sich nicht auf die Todesstunde Schillers, wie es allerdings den Anschein hat, und wie mehrere Biographen (z. B. Hoffmeister, V, 329) angenommen haben. Voß war bei Schillers Tode nicht zugegen, er selbst schreibt an Griesbach (13. Mai 1805): „Gott wird es mir verzeihen, wenn ich am Donnerstag Abend, als ich um 10 Uhr die Nachricht erfuhr, wider seine weise Vorsicht gemurrt habe.“ Man muß annehmen, daß er das Obige berichtet nach dem, was ihm erzählt wurde, oder was er selbst bei einem (vermutlich am folgenden Tage gemachten) Besuche im Schillerschen Hause erlebte. — Es macht sich hier, wie auch sonst öfters, in der übertriebenen Ausdrucksweise das „Überspannte“ bemerkbar, das Goethe in Heinrichs Wesen fand (s. oben S. 12).

86. (S. 83.) Von einem anderen Besuche Heinrichs bei Goethe, während der letzten Tage des April, erzählt Julius Schwabe (Gartenlaube 1859 S. 670): „Voß . . . besuchte Goethen, als dieser den ersten, kurzen Gang ins Freie in seinem Hausgarten wagte. Er fand ihn langsam und mit thränenerfüllten Augen zwischen den Beeten umher wandelnd. ‚Lebt Schiller noch?‘ war seine erste bange Frage an Voß. ‚Noch lebt er!‘ lautete die mit unsicherer Stimme gegebene, nichts Gutes verheißende Antwort. Goethe bedeckte das Gesicht mit der einen Hand, mit der andern winkte er Voß schweigend, ihn zu verlassen.“

87. (S. 83.) „Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen,“ berichtet Goethe in den ‚Tag und Jahresheften‘ 1805.

88. (S. 84). In zwei Briefen berichtet Voß über die Art, wie Goethe die Nachricht von Schillers Tod empfing: 1. an Solger, 22. Mai 1805 (Weimarer Sonntagsblatt 1857, S. 461 f. und Archiv für Litteraturgeschichte XI, 124 f.), 2. an Niemeyer, 12. August 1806 (Zeitgenossen 3. Reihe II, 111 und ‚Mitteilungen über Goethe und Schiller‘ S. 61 f.). — Beide Briefe widersprechen sich bei genauer Prüfung in keiner Weise. Wenn Voß an Niemeyer das kurze (oben im Text gegebene) Gespräch mitteilt, das am Morgen zwischen Goethe und Christiane stattfand, wobei diese, zartfühlend, vermied, das düstere Wort „Tod“ auszusprechen und Goethe lieber

aus ihren Thränen das Gefürchtete erraten ließ, während er an Solger zusammenfassend schreibt: „am andern Morgen sagt sie ihm Alles, ohne das Wort Tod auszusprechen“ (Archiv f. L. XI, 125: „Den Morgen entdeckt ihms die Vulpius, aber auf die schonendste Weise, ohne das Wort Tod auszusprechen“), so ist hier im Wesentlichen kein Widerspruch.

Riemer an Frommann (18. Mai 1805): „Von dem Eindruck, den Schillers Ableben auf ihn [Goethe] gemacht, ließ er sich nichts merken. Es ward ihm künstlich beigebracht. Bei dem ersten Eindruck war niemand als die V— zugegen“ (‚Aus dem Goethehause. Briefe F. W. Riemers an die Familie Frommann in Jena‘ S. 70).

89. (S. 84.) Vom 9. bis 12. Mai blieb das Theater geschlossen, wie es scheint, auf Betreiben der Schauspielerin Karoline Jagemann (Genast: Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers I, 154). — „Die Schauspieler,“ bemerkt Heinrich, „konnten nicht spielen nach seinem Tode vor Trauer, und selbst als sie zum ersten Male wieder auftraten, spielten sie mit schwerem Herzen.“

So allgemein, wie Voß in seinem Schmerze zu sehen glaubte, scheint die Trauer über den Verlust Schillers in Weimar nicht gewesen zu sein, ja, man vernimmt sogar bittre Klagen über die Kälte der Weimaraner, z. B. in dem Briefe Bertuchs an Böttiger vom 6. Juni 1805 (Goethe-Jahrbuch X, 152).

90. (S. 85.) „Um ein Uhr nachts“ — wir denken abermals an die ergreifenden Worte in Goethes ‚Epilog‘ (Strophe 2):

„Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?“

Das Verdienst, „Solche, die es würdig waren, den Verstorbenen zu lieben“, für Schillers Begräbnis geworben zu haben, hat der Bürgermeister Karl Leberecht Schwabe. Das Verzeichnis der Teilnehmer findet man bei Julius Schwabe: Schillers Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine S. 15 ff. — Riemer an Frommann (13. Mai 1805): „Schiller wurde in der Nacht zum Sonntag beerdigt, ganz still. Seine Leiche sollten — werden Sie nicht unwillig! — Schneider tragen. Der junge Voß indignirt darüber warb andere Träger an, deren sich auch genug fanden.“ Die Worte „Voß warb andere Träger an“ sind so zu verstehen, daß

Heinrich, vor der Beerdigung, bei allen in Schwabes Verzeichnis Genannten (so auch bei Riemer) vorsprach und Zu- oder Absage eigenhändig hinter den betreffenden Namen eintrug, wie die (noch heute im Schillerhause vorhandene) Liste zeigt. —

Nicht an die Mutter, sondern an Beatrice sind Don Cesars Worte gerichtet.

91. (S. 85.) Herders Nachfolger, der Generalsuperintendent Johann Ludwig Gottfried Vogt.

92. (S. 86.) Wie in diesem Benehmen das Zartgefühl Goethes, insbesondere die schonende Rücksicht, mit der er „seinen lieben Sohn Heinrich" behandelte, auf das Schönste und in viel höherem Maße sich offenbart, als Voß selbst ahnen konnte, darauf ist ausführlicher hingewiesen im Goethe-Jahrbuch 1896 (XVII, 94 f.).

93. (S. 86.) Voß, der Vater, hatte einen Ruf nach Heidelberg angenommen und diese Thatsache am 27. April Goethe brieflich mitgeteilt (Goethe-Jahrbuch XVII, 58. 60). Heinrich aber wußte von diesem Briefe seines Vaters nichts und konnte, da Goethe über die Angelegenheit bis zum 18. Mai mit ihm nicht gesprochen hatte, der Meinung sein, Goethe habe überhaupt erst jetzt von der Sache gehört.

Goethes körperliches Übelbefinden wird bestätigt durch Riemers Brief an Frommann vom selben Tage (18. Mai 1805): „Goethe ist sehr fleißig und war bis auf gestern Abend immer wohl .... Vorigen Abend aber befiel ihn sein alter Seitenschmerz, doch nicht so stark, wie das vorige Mal. Er hat auch geschlafen und will nur heute noch sich ruhig verhalten. Morgen wieder ad laborem."

94. (Seite 88.) Nach dem Briefe an Solger vom 22. Mai 1805 (Archiv f. L. XI, 127) muß man annehmen, daß ‚Maria Stuart' am 21. Mai gegeben worden sei und Voß am 22. einen Morgenbesuch bei Goethe gemacht habe. Thatsächlich wurde am 21. Mai gar nicht, am 25. ‚Maria Stuart' gespielt. Heinrich vergaß offenbar nur dem, am 22. Mai begonnenen, Briefe das spätere Datum beizufügen.

95. (S. 89.) Worte der Elisabeth in Schillers ‚Maria Stuart' (II. Aufzug, 4. Auftritt). — Abeken in seinen ‚Erinnerungen' (S. 33): „Mein Freund Voß, der von Halle nach Jena kam, hatte sie [‚Maria Stuart'] dort bei einem Freunde Goethes aus dem Manuskripte vorlesen hören und ganze Stellen in seinem starken und lebhaften Gedächtniß behalten."

96. (S. 90.) „Schon die Anmeldung hatte mich höchlich erfreut, seine Ankunft machte mich glücklich," schreibt Goethe über den „vieljährig geprüften Freund" Friedrich Heinrich Jacobi, der damals von Eutin nach München übersiedelte (‚Biographische Einzelnheiten', Werke W XXXVI, 267, 7). Goethe hatte Jacobi zuletzt 1792 im November gesehen, als er, aus der Campagne in Frankreich zurückkehrend, ihn in Pempelfort besuchte.

97. (S. 91.) Adolf von Wolzogen, der Sohn von Schillers Schwägerin.

98. (S. 92.) Karl Schiller (1793—1857) wurde Forstmann, Ernst (1796—1841) Jurist. Das in K. Schmidts Buche ‚Schillers Sohn Ernst' (S. 3) irrtümlich Ernst zugeschriebene, kleine Neujahrsgedicht für den Vater ist von Heinrich gefertigt (vgl. ‚Mitteilungen über Goethe und Schiller' 55 f.). — Abeken an Heinrich (26. Dezember 1808): „Der Ernst sitzt jetzt wieder und schreibt an einem neuen Trauerspiele: Polykrates, mit großem Eifer. Dazu hat er eine Vorrede gemacht, worin er von Goethe, Wieland und seinem Vater spricht, wie vielen Ruhm sich die erworben. Er sei nun Schillers Sohn, und da müsse er auch was Gutes machen. Er aß neulich Mittags bei Goethe, der sehr gütig gegen ihn war; das scheint sehr auf ihn gewirkt zu haben."

Karoline Schiller, geboren 1799 (damals also nicht vier, sondern sechs Jahre alt) heiratete den Bergrat Junot in Rudolstadt und starb 1850. Emilie (1804—1872) vermählte sich 1828 mit dem Freiherrn Adelbert von Gleichen-Rußwurm.

99. (S. 94.) „Eine große Sehnsucht nach mannigfacher Weltanschauung auf Reisen wandelte ihn in den letzten Lebensjahren an," erzählt Caroline von Wolzogen in ‚Schillers Leben', „Wir erfreuten uns an Planen, und suchten den kürzesten Weg zum Meere, das er sehr zu sehen wünschte; . . . Im letzten Frühling seines Lebens fühlte er ein oft wiederkehrendes Verlangen, die Schweiz zu sehen, und die Heimath Tells mit seiner Schilderung zu vergleichen." — „Schiller hat die Schweiz nie leiblich gesehen," sagt Gottfried Keller, „aber um so gewisser wird sein Geist über die sonnigen Halden wandeln und mit dem Sturme durch die Felsschluchten fahren, auch nachdem der Mythenstein endlich lange verwittert und zerbröckelt sein wird," denn — wie der selbe treffliche Schweizer wahr und schön sagt —: „Schiller war, als er abscheiden mußte, zu der Reife gediehen, von

jedem gegebenen Punkte aus die Welt treu und ideal zugleich aufzubauen. Der ‚Tell‘ war nicht ein einzelnes Ergebnis günstiger Umstände; wie er fortgefahren hätte zu schaffen, lese man in der zweiten Scene des zweiten Aufzugs im ‚Demetrius‘, wo er den Anblick russischen Landes im Frühling beschreibt . . . Der hatte nicht nötig nach Rußland zu gehen, um dort ‚Studien‘ zu machen“ (‚Nachgelassene Schriften und Dichtungen‘ 3. Aufl., S. 48 f.).

100. (S. 94.) Worte aus dem Monolog der Beatrice in der ‚Braut von Messina‘.

101. (S. 95.) Am 10. August 1805 ließ Goethe, zu Schillers Andenken, in Lauchstädt ‚Das Lied von der Glocke‘ mit seinem ‚Epilog zu Schillers Glocke‘ aufführen. Eine Totenfeier in erhabenstem Stile plante er zum 10. November, dem Geburtstage des großen Freundes. Doch ist von der Dichtung nichts als das Schema und einzelne Verse zu Stande gekommen. Um die Deutung dieser Bruchstücke (Werke W XVI, 561—569) hat Bernhard Suphan sich verdient gemacht durch den lehrreichen Aufsatz: ‚Zum zehnten November. „Schiller's Todtenfeyer“ Ein dramatischer Entwurf Goethe's‘ (Deutsche Rundschau 1894, XXI, 274—293).

102. (S. 96.) Schon im April 1805 hatte Heinrich diese ehrenvolle Arbeit begonnen (vgl. Seite 81 oben). Ende Juli nahm er sie wieder auf und beendete sie in den Hundstagsferien, während Goethes Abwesenheit. Ausführlich und mit der ihm eigentümlichen Mischung von Bescheidenheit und Dünkel giebt Heinrich dem Meister „Rechenschaft, wie weit er gekommen“ in dem Briefe vom 31. Juli (Goethe-Jahrbuch V, 48 f.). — „Ob Goethe das Gedicht in dieser veränderten Gestalt zu veröffentlichen gedachte, ist zweifelhaft; jedenfalls blieb die schon weit vorgeschrittene Arbeit schließlich liegen und ist bei den späteren Ausgaben nicht zur Benutzung gekommen,“ sagt H. Schreyer (‚Goethes Arbeit an Herrmann und Dorothea‘, Goethe-Jahrbuch X, 198). — Über den siebenfüßigen Hexameter:

„Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe vergehen“

soll Goethe, wie Riemer (‚Mitteilungen über Goethe‘ II, 586) Heinrich Voß nacherzählt, geäußert haben: „Die siebenfüßige Bestie möge als Wahrzeichen stehen bleiben“. Vgl. H. Schreyer a. a. O. S. 209, V. Hehn: Über Goethes Herrmann und Dorothea S. 138 f. und Werke II, 74.

Heinrichs Bemühungen um ‚Herrmann und Dorothea‘ wurden verspottet in einem von K. F. G. Wetzel gegen den Vater Voß gerichteten Spottgedicht ‚Der Alte und sein Übersetzer‘. Hier sagt der „Übersetzer“ (Voß, der Vater) zum Jungen (Heinrich):

„Ei, ei! Du bist doch sonst nicht faul,
Tummelst tüchtig des Hexameters Gaul,
Mußt ja selbst Goethes Herrmann die Stiefel putzen,
Dorotheen die Füße zum Tanze stutzen —“

(Aus dem ‚Phoebus‘ 1808 neuabgedruckt durch Erich Schmidt im Archiv für Litteraturgeschichte XII, 87—90).

Goethe schätzte Heinrichs Kenntnis der antiken Versmaße hoch und unterließ nicht, wenn er öffentlich oder in Briefen der Verdienste des Vaters gedachte, auch den Sohn zu nennen, z. B. in den ‚Tag- und Jahresheften‘ 1806. Noch 1822, wenige Monate vor Heinrichs Tode, empfahl Goethe ihn brieflich einem Bekannten, als „den, nächst seinem Vater, vorzüglichsten und geistreichsten Kenner der griechischen Silbenmaße“ (Goethe-Jahrbuch XVII, 90).

Es war ein ironisches Spiel des Zufalls, daß der Sohn an der formellen Vollendung jener Dichtung Goethes arbeiten sollte, die der Vater stets nur als eine schwache Nachahmung seiner ‚Luise‘ angesehen hat, und mit ihm auch Heinrich, wie aus Abekens ‚Erinnerungen‘ (S. 32) hervorgeht: „Heinrich Voß, durch seine gute, eigenthümliche Laune, seine Gemütlichkeit, seine gründliche Kenntnis des Griechischen ein sehr geschätztes Mitglied des Freitags [s. Erl. 32], gab doch einen, wenn auch leicht übersehenen Anstoß, wenn er seines Vaters Luise über Herrmann und Dorothea setzte.“

Um inne zu werden, wie hoch und frei Goethe, auch als Mensch, über diese beschränkte Vossische Atmosphäre emporragt, muß man sich hier der rührend schönen Elegie ‚Herrmann und Dorothea‘ erinnern und des Briefes an Schiller (28. Februar 1798): „Mein Gedicht [das Epos ‚H. u. D.‘] scheint . . . ihm nicht so wohlthätig als mir das seine. Ich bin mir noch recht gut des reinen Enthusiasmus bewußt mit dem ich den Pfarrer von Grünau aufnahm, als er sich zuerst im Merkur sehen ließ, . . . Daß Voß dagegen mein Gedicht nur se defendendo genießt, thut mir leid für ihn, denn was ist denn an unserm ganzen Bischen Poesie, wenn es uns nicht belebt und uns für alles und jedes was gethan wird empfänglich macht. Wollte Gott ich könnte wieder von vorn anfangen und alle meine Arbeiten

als ausgetretne Kinderschuhe hinter mir lassen, und was bessers machen."

103. (S. 96.) Welche Distichen das waren, läßt sich nicht bestimmen.

104. (S. 97.) Corona Becker, die Tochter des Schauspielerpaares Heinrich Becker und Christiane, geb. Neumann. — Über Christiane, deren Anmut in Goethes Elegie ‚Euphrosyne' und in mehreren seiner Theaterreden fortlebt, vgl. Schöll: Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens S. 294 ff., und Julius Wahle: das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung (Schriften der Goethe-Gesellschaft VI, 86—92).

105. (S. 99.) Boie war, als dänischer Etatsrat, am 3. März 1806 in Meldorf gestorben.

106. (S. 100.) Heinrich Friedrich Thomas Schmidt stach damals, nach dem Ölgemälde Schillers von Ludovika Simanowiz, ein Brustbild in Folio. — Vgl. den Schluß von Heinrichs Brief an Charlotte Schiller, 15. April 1807.

Schillers Kolossalbüste von Dannecker lernte Voß 1808 in Stuttgart kennen und schrieb über sie an Charlotte Schiller (24. Oktober 1808): „Ich glaubte den Schiller in verklärter Gestalt vor mir zu sehen, den hohen Ernst, und dabei die unaussprechliche Güte und Milde; wie hat dieß alles der Künstler in dem kalten Steine darzustellen und dem Marmor Leben zu ertheilen gewußt! Die kolossale Gestalt scheint mir so ganz passend zu sein, ja die Büste, die daneben stand, und nur die gewöhnliche Lebensgröße hatte, mochte ich neben dieser gar nicht ansehen .... Es ist so durchaus Schillers Gesicht. Alles bis in die kleinsten Nüancen hinein, und wenn die Büste lachen und weinen könnte, sie müßte wie Schiller lachen und weinen."

107. (S. 100.) Agnes, des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg erste Gemahlin, starb 1788, im Alter von siebenundzwanzig Jahren. Goethe hat „die Göttliche" charakterisiert in dem Aufsatze ‚Voß und Stolberg. 1820' (Werke W XXXVI, 286).

108. (S. 101.) Dieser Wunsch zeigt, wie die ganze Briefstelle und noch manche andere, nicht nur Heinrichs überaus philiströsen Standpunkt den Dichtungen Schillers und Goethes gegenüber, sondern auch sein beschränktes Verständnis für ästhetische Dinge überhaupt. Höher als die poetische galt ihm die moralische Stimmung,

galt ihm die biedre, brave Gesinnung des Dichters, sofern dieser geradezu Tugend und Menschenliebe besingt. Hierin war Voß seinem Vater durchaus ähnlich, bei dessen Gedichten Goethe mit Recht auf eine rein ästhetisch-künstlerische Würdigung verzichtete, und an deren Stelle die Beurteilung des menschlich-sittlichen und socialen Charakters treten ließ.

109. (S. 101.) Als Gesellschafter und Vorleser, da Voß durch seine kranke Lippe gehindert war. — Der Historiker Friedrich August Ukert (1780—1851), mit Voß von Eutin her befreundet, war bis Ende 1807 Lehrer der Schillerschen Kinder. — Nach Briefen Heinrichs an Ch. Schiller aus dem Frühjahr 1807 scheint Ukert erst ein Jahr später nach Weimar gekommen zu sein (‚Ch. von Schiller und ihre Freunde' III, 210 ff. I, 361).

110. (S. 101.) Hier irrt sich Voß, denn er hat auch die ‚Achilleis' durchgesehen, wie die, im Goethe- und Schiller-Archiv befindliche, Handschrift dieser Dichtung beweist. Der Irrtum ist um so auffallender, als Goethe hier nicht, wie bei ‚Herrmann und Dorothea', Heinrichs Änderungen unberücksichtigt ließ, sondern an mehreren Stellen annahm. Vgl. Goethe-Jahrbuch XVII, 91 f.

111. (S. 102.) Aeschylos: Prometheus, Vers 355; Heinrich übersetzt die Worte: „mit graunvoller Schlünde Mordgezisch." — Die Recension von ‚Röm. Elegie von A. W. Schlegel' (1805) erschien in der Jen. Allg. Litt.-Zeitung Januar 1807, Nr. 11—13.

112. (S. 102.) Über Goethe und die Zustände in Goethes Hause während dieser Zeit unterrichtet am eingehendsten das Buch ‚Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Hsg. von Richard und Robert Keil'. Die zu Goethes obiger Äußerung zu vergleichenden Worte aus einem Gespräche mit J. Falk (‚Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt' 3. Aufl., S. 103) finden sich ebenda S. 158 f.

113. (S. 102.) Christianens tüchtige Natur erprobte sich in diesen Tagen, sowohl bei der tapferen Verteidigung von Goethes Leben als auch in der umsichtigen Führung des Haushaltes bei zahlreicher Einquartierung.

114. (S. 103.) Abeken, an den diese Worte gerichtet sind, hatte an Heinrich geschrieben (10. August 1804): „Man hört immer so viele und so mancherlei Urtheile über die Vulpius. Du mußt sie ja

näher kennen; schreibe mir doch von ihr. Ich kann mir unmöglich denken, daß sie so sei, wie man sie gewöhnlich schildert. Denn sonst könnte Goethe ja sie nicht um sich haben", und (24. März 1807): „Weißt du nichts von Goethe? — Gieb mir einige Aufklärung über seine Heirat. Darüber, ich kann's nicht leugnen, habe ich mich ein bischen gekreuzigt und gesegnet. Weil ich glaube, daß an der Vulpius nicht viel ist." Darauf antwortete Heinrich, außer dem oben Mitgeteilten (26. April 1807): „Übrigens leben Goethe und seine Frau wie vorher [d. h. wie vor der kirchlichen Trauung]. Er nennt sie ‚liebes Kind' wie vorher und sie ihn ‚lieber Geheimrat' und ‚Sie' wie vorher. Sie macht in ruhigen Tagen ihre Lustpartien, sie hat ihre Schauspielergesellschaften, alles wie vorher," — (16. April 1809) „Wie ist denn Passow so auf Madame Goethe erbittert? und wie es scheint, auch auf Goethe. Die Goethe ist wahrlich nicht so ‚gemein und durch und durch ekelhaft', wie er glaubt; er sagt: ‚seine Freunde mit ihm' — ich bin überzeugt, daß Du nicht diese Ansicht theilst, hier findet noch wohl eine Mittelansicht Statt, die auch von der Überschätzung gleich weit entfernt ist. — Ich werde Passow über diesen Punkt nicht antworten; denn wer Goethe angreift, der greift in mein Leben — und über Madame Goethe mag ich keine Federkriege führen." — Abeken, den (bei seiner Übersiedelung nach Weimar) Heinrich an Goethe empfahl, erwiderte (22. April 1809): „. . . weil Du mich selbst darauf führst, so muß ich Dir sagen, daß die Bitterkeit, mit der P.[assow] von der Geheimräthin spricht, was denn mitunter auch auf Goethe führt (den er sonst so hoch verehrt), mir höchst zuwider ist, und macht, daß ich mich seines Umgangs nicht so ganz erfreuen kann. . . . Von der Geheimräthin kann ich nicht urtheilen; ich kenne sie zu wenig; gegen mich ist sie sehr artig. Ich wollte, Goethe hätte eine andre Frau; aber über alles, was so mit Goethe in Verbindung steht, spreche ich gar nicht, oder nur mit vertrauten Freunden — und das aus Achtung gegen Goethe. Und alles, was ich reden höre, kann dieser gar keinen Eintrag thun. Wo so viel anzubeten ist, da hat meine Seele keinen Raum, an andere Dinge zu denken. Und ich denke, das ist eben keine Engherzigkeit." — Über die „Erbitterung" Franz Passows (Heinrichs Nachfolger am Gymnasium in Weimar) gegen Goethe und dessen Frau vgl. Passows Brief an Heinrich (April 1810, Gespräche II, 309—315). An Abeken schrieb Heinrich über Passow (9. Mai 1810):

„Sein Umgang mit Goethe wird ihm die rauhen Ecken bald abschleifen.“ —

Gewiß war Heinrich, vor vielen Anderen, Goethe dadurch besonders wert, daß er unbefangen, heiter und herzlich mit Christiane und deren Angehörigen umzugehen wußte und gern mit ihnen verkehrte (vgl. Goethe-Jahrbuch XVII, 99 f.).

Zum Besten, was über Christiane und ihr Verhältnis zu Goethe gesagt worden ist, gehört Herman Grimms geist- und gemütvolle Darstellung (‚Goethe‘ 4. Aufl., S. 313—319). Als wichtigste Quellen zur Beurteilung Christianens sind jetzt allgemein zugänglich: die Briefe von Goethes Mutter an Sohn und Schwiegertochter (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 2786—88), vor allem aber Goethes eigene Briefe an Christiane. Neid und Hochmut, die eigentliche Quelle aller früheren und späteren Verunglimpfung, bezeichnet Goethe deutlich genug in einem Briefe an seine Frau (19. August 1808): „Wenn die Leute Dir Deinen guten Zustand nicht gönnen, und Dir ihn zu verkümmern suchen; so denke nur, daß das die Art der Welt ist, der wir nicht entgehen. Bekümmre Dich nur nichts drum; so heißt's auch nichts. Wie mancher Schuft macht sich jetzt ein Geschäft daraus meine Werke zu verkleinern, ich achte nicht drauf und arbeite fort.“

115. (S. 104.) Ob Goethe, wie der Vater wünschte, Heinrich den Abschied vom Gymnasium beschleunigt hat, ist ungewiß. Das Entlassungsgesuch begründete Heinrich mit seiner zunehmenden Kränklichkeit.

116. (S. 104.). Heinrich an Ch. Schiller (Dezember 1806): „Ich habe von Ihnen keinen Abschied genommen. Ich wollte noch einmal wieder kommen; allein es war, als wenn eine unsichtbare Hand mich zurückhielte. Ich bin am letzten Tage an Ihrem Haus vorbeigegangen und habe einen traurigen Blick auf die Zimmer geworfen, in denen ich so frohe, in der Erinnerung heilig fortlebende Stunden genossen, und gerade in dem Augenblick ward es mir unmöglich, noch einmal über die Schwelle zu gehen, in dem Gefühle, sie nie wieder betreten zu dürfen.“

117. (S. 106.) Vgl. Goethe-Jahrbuch X, 77 (Zeile 25 ist für: 1808 verdruckt 1804).

118. (S. 106.) Anton Friedrich Justus Thibaut (aus Hameln, 1774—1840), seit 1805 in Heidelberg, vorher in Jena, war mit Goethe und Vossens wohlbekannt. Goethe an August (3. Juni 1808):

„Es gehört auch mit unter die Wirkungen Deines Glücksterns, daß Du durch einen so gründlichen und angenehmen Lehrer in das academische Wesen eingeleitet wirst" (Goethe-Jahrbuch X, 10).

119. (S. 107.) Das hier Angedeutete wird durch einen Brief Thibauts an Knebel (8. Oktober 1807) beleuchtet, in dem es über Voß und die Seinigen heißt: „Voß lebt in Niederdeutscher Eingeschränktheit wie immer, und hat sich hier alle bedeutenden Leute fast durchaus abgeneigt gemacht . . . Jetzt tapeziert er mit seinem Sohn sein neues Haus, und verklebt alle reichlich darin angebrachten Wandschränke. Seit sechs Monaten ist von nichts anders bei ihm geredet worden . . . . Der Sohn leidet noch immer an seiner Lippe, und scheint sehr verstimmt darüber. Der Vater hält ihn scharf in geistiger Zucht, und sagt es laut, das sein Sohn väterliche Lehren vortragen werde [der Vater Voß lehrte nicht an der Universität, sondern lebte, als Privatmann, seinen Studien]. Auf diese Art wird dann wohl der Apfel nicht weit vom Stamm fallen. Die lobpreisende Recension des Voßischen Horaz in der Jen. A. L. Z. ist von Voß dem Sohn, wie dieser unvernünftiger Weise hier selbst triumphierend erzählt. Jeder ist bei uns darüber indignirt, selbst die gute Mutter Voß, welche bei dem leidenschaftlichen und einseitigen Treiben des Mannes und Sohnes, welche jetzt mit schreckhafter Liebe an einander hängen, oft sehr in Angst und Sorgen zu sein scheint" („Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß' II, 95 f.).

Für diese Periode sind, außer Heinrichs Briefen an Goethe, zu vergleichen die Briefe von Goethe, Christiane, Riemer und Vulpius an August, die, in Verbindung mit den reichhaltigen Anmerkungen Suphans, ein anziehendes Bild aus der Goetheschen Hausgeschichte geben und vor allem zeigen, wie Goethe „den Sohn, den er zum ersten Mal aus seiner Obhut entläßt, aus der Ferne zu leiten und zu schulen fortfährt, und so ihn geistig in der Hand behält, wie Christiane in fürsorglicher Mütterlichkeit ihre Stelle neben ihm, dem ‚guten Vater' zu wahren versteht" (Goethe-Jahrbuch X, 3—89).

120. (S. 108.) „Vergnügt" hier, nach älterem Sprachgebrauch, so viel wie „befriedigt", „zufrieden". So singt Paul Fleming in einem seiner geistlichen Lieder:

„Wie Gott es fügt,
so sei vergnügt
mein Wille!"

121. (S. 108.) So schrieb Heinrich am 4. und 6. Mai, alsbald nach seiner Heimkehr, von Heidelberg aus an Truchseß und Abeken. Wenn er nun, nachdem auch seine Eltern von ihrer Reise nach Weimar und Jena zurückgekehrt waren, an Ch. Schiller schreibt (19. Oktbr. 1811): „Über Goethens Aufnahme sind sie nicht froh gewesen. Ich gestehe Ihnen, daß mich lange nichts so sehr gekränkt hat. Meine Aufnahme war, wie ich hinterdrein merke, im Grunde auch sehr kalt [!]; ich merkte das nur damals nicht, weil meine Freude, den Mann wieder zu sehen, zu groß war, und weil er wirklich das zweite- und drittemal anders war," so beweist dies nur, in eine wie unwürdige Abhängigkeit die Stimmungen des Sohnes von denen der Eltern, mit den Jahren und mit zunehmender Kränklichkeit, geraten waren.

Tagebücher 25. April 1811: „Professor Voß und Mad. Lortzing zu Tische."

122. (S. 109.) Falk hatte behauptet, er kenne „nichts Todteres, Steiferes, Zerhackteres," als Schlegels Übersetzung von Shakespeares ‚Heinrich IV.', und gemeint, er selbst, Falk, habe in seinem ‚Coriolan' ausgesprochen, „was Shakespeare gewollt habe". Voß hatte geantwortet: „Nach meiner Meinung haben Sie Ihren ‚Coriolan' so geschrieben, wie Shakespeare ihn würde geschrieben haben, wenn er Falk gewesen wäre. Das ist aber ganz gegen meinen Grundsatz. Ich denke, Voß [so! — nicht, wie man erwarten könnte: Falk] soll sich zu Shakespeare emporheben, nicht Shakespeare zu sich herunterziehn."

Riemer schrieb über dieses Wiedersehen mit Heinrich an Frommann (27. April 1811): „Voß hat sich nur äußerlich verändert; im übrigen finde ich ihn, wie er uns verlassen. Die Gegenwart hat aber was sehr vermittelndes und ausgleichendes und so sind wir gegen einander wie sonst; ja wir würden auf einander Einfluß haben und uns gegenseitig stimmen, wenn er hier bleiben könnte."

123. (S. 109.) Johann Friedrich Rochlitz (aus Leipzig, 1769—1842), Dichter, Komponist und Musikschriftsteller, hatte sich im Dezember 1813 mehrere Wochen in Weimar aufgehalten und vermutlich über seinen damaligen Verkehr mit Goethe an Voß berichtet. — Über die Beziehungen Goethes zu Rochlitz vgl. W. von Biedermann in der Allg. Deutschen Biographie XXX, 91.

124. (S. 111.) Ein paar anmutige Geschichten aus dem damaligen Verkehr Goethes mit der Familie Voß, von denen Heinrich

in seinen Briefen nichts erzählt, überliefern die Aufzeichnungen und Briefe der Brüder Boisserée und ihres Freundes Bertram (Gespräche III, 141—159).

125. (S. 111.) Das ‚Gasthaus zum Karlsberg' (nicht zu verwechseln mit dem heutigen ‚Gasthaus zur Karlsburg', Hauptstraße 53) lag am Mittelthor und wurde 1824 abgebrochen.

126. (S. 111.) Wie es zwischen Goethe und dem Pädagogen und Theologen Schwarz in Heidelberg doch zu einer Bekanntschaft kam, findet man in den Gesprächen III, 152 f. erzählt.

127. (S. 111.) Es war der Jurist Martin, der in der Nähe jener entwaldeten Höhen einen Garten besaß, wo Goethe öfters war. Vgl. Gespräche III, 156 f.

128. (S. 112.) Der durch sein gemeinnütziges Wirken verdiente Arzt Bernhard Christoph Faust in Bückeburg.

129. (S. 112.) In dem Aufsatze ‚Calderons Tochter der Luft' sprach Goethe später (1822) höchst anerkennend und dankbar von Gries als dem Übersetzer der Calderonschen Dramen.

Zu einer öffentlichen Äußerung über Calderon hatte Heinrich Goethe schon 1820, brieflich, zu bewegen gesucht. Ähnlich wie an Goethe (15. Juli 1822) schrieb Voß an Abeken (12. Juli 1822): „Goethes Aufsatz über den Calderon ist, bei aller Einseitigkeit, die diesmal in seinem Plane lag, höchst trefflich. Nur in Einem Punkte hat Goethe unrecht. Wie kommt er dazu, die ‚Andacht zum Kreuze' unter die (ich will der Kürze wegen sagen) papistischen Stücke zu zählen? Ich habe sie von Neuem gelesen und sie in der That höchst unschuldig gefunden. Es wird darin gar kein dogmatischer Glaube in Anspruch genommen, sondern bloß ein poetischer, wie bei Macbeths Hexen. Ich weiß auch bestimmt, daß Goethe ehemals ganz anders über das Stück dachte, und Schiller mit ihm [Belege dafür scheinen zu fehlen]. Lieb ist mir das Stück nicht — das ist Geschmacksache — aber mich empört nichts darin. Goethe hätte neben die ‚Aurora' stellen können ‚la cisma' und den ‚gran principe de Fez', der mit einem Lobgesang auf die Jesuiten endigt; aber die kannt' er wol nicht."

130. (S. 113.) Tagebücher 21. September 1815: „Voß jun." — Daß bei diesem Zusammensein von Heinrichs (1815 erschienener) Recension des Buches ‚Über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aischylos' von Heinrich Blümner die Rede gewesen ist, geht aus

einem Briefe an Abeken (18. April 1816) hervor, wo Heinrich schreibt: „Meine Recension des Blümner hat Göthen sehr gefallen; er nannte sie gegen mich selbst klar und geistreich abgefaßt.“

131. (S. 113.) Die Vorstellung des Dramas ‚Der Hund des Aubry de Mont-Didier oder Der Wald bei Bondy‘, in dem ein dressierter Pudel die Hauptrolle spielt, fand am 12. April 1817 statt.

132. (S. 114.) Vgl. dagegen (oben S. 104) Heinrichs eigene Worte! — Auch im Folgenden zeigt sich Vossens Erinnerung und Gefühl durch den Einfluß der Eltern verwirrt.

133. (S. 114.) Reinhold Lenz hatte 1774 in einem Anhange zu seinen „Anmerkungen übers Theater“ eine Übersetzung von Shakespeares ‚Loves Labours Lost‘ gegeben. Im elften Buche von ‚Dichtung und Wahrheit‘ führt Goethe das Hirschlied des Holofernes in Lenzens Übersetzung an. Thatsächlich hat Lenz „die Idee des Stückes“ verfehlt, ja, der eigentliche Brennpunkt des Gedichtes ist bei ihm völlig ausgelöscht, während Heinrich das Richtige trifft sowohl in der Übersetzung, als in der Anmerkung: „Shakespeare führt den Gedanken aus, daß das Kleinste, von Vornehmen vollbracht, durch das Gerücht anwachsen könne zum Ungeheuersten“ (‚Shakespeare's Schauspiele‘ II, 468. 641).

Heinrich an Truchseß (24. Oktober 1813): „Was mir die ‚Lustigen Weiber‘ von Shakespeare so unendlich werth macht, liegt subjectiv in meiner Natur begründet. Von meiner ersten Kindheit an hatt' ich Seelenfreude an holländischen Still-lebe-stücken im Leben und in Bildern. Nie hat mich Theilnahme an beschränkter Philisterei ergötzt, wohl aber die Beschauung derselben als ausgeschiedener Beobachter. Ich arbeitete als Knabe auf meinem Zimmer noch einmal so fröhlich, wenn ich meine Großmutter unten in einer Klönkompanei wußte. Der Anblick einer Fraubasengesellschaft beim Bohnenschneiden oder Birnenschälen hat noch jetzt etwas ergötzendes für mich; unter ihnen sein, ihre Gespräche anhören möcht' ich nicht .... Wer diese entschiedene Vorliebe für das Behagliche der Beschränktheit nicht hat (wohl mir, daß sich daneben Begeisterung für Ideales in mir regt!), der kann die rechte Freude an dem Stücke nicht haben. Von meinem Gesichts- oder Gefühlpunkte aus liegt in den ‚Lustigen Weibern‘ zugleich das Behagen des Philisterthums und die Ironie desselben.“

Sinn und Liebe für das, was Heinrich hier andeutet, — Be-

schränktheit, Behagen, Tüchtigkeit, Poesie des Philistertums, im guten Sinne, — besaß Goethe in hohem Maße; zahlreiche Stellen aus seinen Werken und Briefen ließen sich dafür anführen, z. B. die Worte an Charlotte von Stein, am 4. Dezember 1777, in Goslar geschrieben: „Bei einem Wirthe, der gar viel väterlichs hat, es ist eine schöne Philisterei im Hause, es wird einem ganz wohl."

134. (S. 115.) Karl Ludwig von Knebel (aus Franken, 1744—1834), 1774 Erzieher des Prinzen Konstantin von Weimar, lebte seit 1804 in Jena. — Tagebücher 1. April 1817: „Zu Major von Knebel, daselbst gespeist mit den Gebrüdern Voß aus Heidelberg und Rudolstadt." — Außerdem traf Heinrich noch einmal mit Goethe am dritten Ort, in einer Theegesellschaft beim Hofrat Stark, zusammen (Brief an Abeken, 4. April 1817).

Abeken, an den die obigen Worte gerichtet sind, hatte die Übertragung Calderonscher Schauspiele von Gries ausführlich besprochen in den ‚Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur' 1815 und 1816 (VIII, 801—816. IX, 1057—1071). Heinrich fährt in seinem Briefe (4. April 1817) fort: „Ihn [Goethe] freute, daß Du ‚ohne Ziererei, ohne Anstrengung etwas Schönes oder Tiefes zu sagen', mit einem Wort ‚ohne Anmaßung' und ‚so ganz einfach' Dich über den Magus verbreitet hättest. Er nannte Deine letzte Recension eine ‚einfache Anerkennung eines großen, aber nicht jedem einleuchtenden Verdienstes'."

135. (S. 115.) Der Theologe Karl Daub in Heidelberg hatte 1816 eine Schrift veröffentlicht unter dem Titel: ‚Judas Ischarioth oder Betrachtungen über das Gute im Verhältnis zum Bösen'.

136. (S. 116.) Die Anmerkung zum ‚Sommernachtstraum' (‚Shakespeares Schauspiele' I, 510) wiederholt nur das von Heinrich oben über Fenton, Anna Page und die „Philister-Natur" der Elfen in den ‚Lustigen Weibern' Ausgesprochene.

Die Übersetzung von ‚Heinrich IV.' erschien 1822. — Vgl. oben S. 121 f.

137. (S. 117.) Welche Äußerung Ludens hier gemeint ist, vermag ich nicht anzugeben. — So gering übrigens, wie Heinrich annimmt, war Goethes Verkehr mit den Professoren in Jena während dieser Zeit keineswegs. Frommann erzählt, wie mit dem Aufschwung der Universität in den Jahren 1813 bis 1819 auch die Geselligkeit sich gesteigert habe und hebt ausdrücklich hervor: „An dem

jugendlich frischen, durch überschwängliche Hoffnungen gehobnen Leben nahmen auch die Alten und unter ihnen Goethe freudigen Antheil" („Das Frommannsche Haus und seine Freunde'. 2. Aufl., S. 132 ff.).

138. (S. 117.) Über Goethes Beziehungen zu dem Naturforscher Lorenz Oken (aus Baden, 1779—1851, seit 1807 in Jena) vgl. Düntzer: Aus Goethes Freundeskreise S. 417—466. Die ‚Isis' erschien seit Herbst 1816. In Heinrich von Treitschkes drastischer Schilderung dieser „sonderbarsten politischen Zeitschrift unserer Geschichte" heißt es: „Da standen ... akademische Skandalgeschichten und literarische Klopffechtereien jeder Art; selbst ein hämischer Artikel der Edinburgh Review gegen Goethes Wahrheit und Dichtung ward mit unverhohlenem Behagen abgedruckt" (‚Deutsche Geschichte' II, 408). — Goethe „brüllte" zwar nicht, aber er legte, noch im selben Jahre 1817, seine, durch die Erlebnisse mit Oken neuerdings angeregten, Gedanken über Priorität, Plagiat, Usurpation und Verwandtes nieder in dem Aufsatz ‚Meteore des litterarischen Himmels' (Werke XXXIV, 84—90).

139. (S. 117.) Anspielung auf eine (oben S. 33 erwähnte) Stelle in Goethes Recension der Vossischen Gedichte.

140. (S. 117.) Bis 1806 hatte Goethe, bei seinen häufigen Aufenthalten in Jena, im ersten Stock des Schlosses gewohnt. Da dieses, nach der Katastrophe von 1806, einer gründlichen Ausbesserung bedurfte (es hatte während der Schlacht als Lazareth gedient), zog Goethe in das Haus des Polizeiinspektors Bischoff, in unmittelbarer Nähe des Schlosses (jetzt Gastwirtschaft zum ‚Herzog Bernhard'). Goethe an Johanna Frommann (26. Dezember 1807): „Bei Bischoffs ist für mich eingemiethet und ich werde einmal ganz ernsthaft ein Bewohner von Jena sein. Das Schloß soll hergestellt, das Museum heruntergeschafft, die obere Etage wohnbar eingerichtet werden." Daß diese Wohnung ein Notbehelf war, geht auch aus Goethes Brief an Niemeyer hervor (24. August 1809): „Bei der noch fehlenden Einrichtung des herzoglichen Schlosses lebe ich in dem engsten Raum und ermangele jeder Gelegenheit besuchenden Freunden etwas angenehmes zu erzeigen."

Zehn Jahre später nahm Goethe im Gasthaus zur ‚Tanne', jenseits der Saale, ein freundliches Quartier, das uns Johanna Frommann in ihrer anschaulichen Art geschildert hat (‚das Frommannsche Haus und seine Freunde', 2. Aufl., S. 153).

141. (S. 118.) Knebel an Goethe (6. April 1819): „Diesen Augenblick trifft der junge Voß aus Heidelberg bei mir ein. Er hat nicht viel Neues mitgebracht, und wir haben uns bloß von Alltagsreden unterhalten.... Übrigens ist er nicht magerer geworden.“

142. (S. 118.) Einige Briefstellen mögen Heinrichs Verhältnis zu A. W. Schlegel, in Bezug auf die Shakespeareübertragungen beider, beleuchten. An Abeken (30. Dezember 1809): „Mein ‚Macbeth‘ wird wirklich gedruckt, ... Ich hoffe, Du sollst ... zufrieden sein, wiewohl Schlegel nicht erreicht ist“ — (9. Mai 1810): „Meinen Shakespeare wirst Du jetzt haben .... Nach dem Meßkatalog wird von den Berlinern auch der Schlegelsche Shakespeare fortgesetzt werden. Das freut mich, denn für diesen göttlichen Dichter müssen sich die Kräfte aller vereinigen, die Mark in den Knochen haben.“ — An Charlotte Schiller (Pfingstmontag 1810): „Nun will ich wirklich fortsetzen, was Schlegel unvollendet gelassen, und mein Bruder unterstützt mich redlich. Schlegel hat gewiß das höhere Talent zu dieser Arbeit, aber ihm fehlt, seit er ein Franzose ist, ganz die Begeisterung dazu, und deren rühme ich mich, die schlaflosen Nächte segnend, die mich Shakespeare schon gekostet.“ — An Abeken (5. März 1811): „Ich werde nun recht feilen und feilen — um Schlegeln nichts übrig zu lassen, wenigstens nichts Bedeutendes. Und das darf ich auch wohl sagen, ich könnte in seinem mir von ihm übersandten ‚Richard III.‘ gar vieles und manches bessern“ — (29. Juni 1818): „Schlegel ist jetzt hier, und namentlich wir beiden leben in bona caritate. Er ist grundgescheut, gelehrt, adelich, weltgewandt, mehr Kosmopolit als Deutscher, wiewohl auch deutschgesinnt, wie seine Ausgabe des Nibelungenliedes zeigen wird, und dabei brav und ehrlich. Aber Gott weiß, er zieht mich nicht an“ — (1. September 1818): „Ich weiß nicht, wie Du jetzt über Schlegels Übersetzungen denkst. Mir werden sie immer trüber und immer matter. Der rechte Nerv fehlt. Gar zu vieles ist gerade so geziert, geschniegelt, geschminkt, wie der Verfasser selbst, der gegenwärtig in Heidelberg lebt, und vielleicht immer hier bleibt. Ich sehe ihn manchmal, ja oft, fühle mich aber nicht angezogen, eher abgestoßen. Er ist der wahre Jean de France, voll pedantischer Geckerei, sein Inneres ein langes Eisfeld selbstsüchtiger Kälte gegen Menschen, Wahrheiten und Wärme; er will nichts hören als sich selber, und im Meere der Ewigkeit will er nichts sehen als sein Spiegelbild“ — (27. Juni 1819): „Meine und Schlegels

Übersetzung [von Shakespeares ‚Heinrich IV.'] können friedlich neben einander stehn, und jede wird Leser finden. Ich bin mir bewußt, in dieser Übersetzung an die letzte Grenze meines Talentes gekommen zu sein, und mehr muß nicht gefordert werden. Als Schiller 1804 ‚Heinrich IV.' von mir forderte, wer hätte gedacht, daß ich ihm noch einmal Folge leisten würde?"

143. (S. 119.) Mit diesen, zum Teil bedenklichen, Äußerungen vgl. A. Köster: Schiller als Dramaturg S. 19—126, wo das Verhältnis von Schillers ‚Macbeth' zum Original eingehend dargestellt ist.

144. (S. 120.) ‚Die Wahlverwandtschaften' erschienen 1809. — Goethe gegenüber spricht Heinrich sich in seinem Briefe vom 26. Dezember 1809 begeistert über den Roman aus.

Abeken, an den das Obige gerichtet ist, antwortet (17. November 1809): „Wie glücklich haben mich die Wahlverwandtschaften gemacht; ... Sie liegen unauslöschlich in meiner tiefsten Seele;" das Buch habe ihm „den Himmel aufgeschlossen," und noch 1865, als Greis von fünfundachtzig Jahren, spricht er sich in den ‚Erinnerungen' (S. 56 ff.) über die Dichtung in einer Weise aus, der man das bewegte Gemüt des Schreibenden anmerkt und die elementare Gewalt, mit der Goethes Werk ihn beim Erscheinen gepackt hat.

145. (S. 120.) Von diesen „ganz anderen" Äußerungen Goethes findet sich in Heinrichs Briefen, so weit mir diese bekannt sind, keine Spur. — An Stellen, wie diese ist, empfindet man es doppelt als einen Mangel, daß Heinrich so wenige gehaltvolle Gespräche mitteilt. Seine Berichte würden an Wert überaus gewonnen haben, wenn er mehr Goethe und Schiller selbst, als seine Empfindungen über sie hätte reden lassen.

146. (S. 120.) Der Anfang der Erzählung ‚Das nußbraune Mädchen' (die später in die ‚Wanderjahre' aufgenommen wurde) erschien im Sommer 1815 im ‚Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1816'.

147. (S. 120.) Das zweite Heft (von Band I) der von Goethe herausgegebenen Zeitschrift ‚Über Kunst und Alterthum' enthielt, unterzeichnet: W. K. F. (d. h. Weimarische Kunst-Freunde) den Aufsatz ‚Neu-deutsche religios-patriotische Kunst', der gegen die Auswüchse der damals blühenden christlich-altertümelnden Malerei, und damit zum Teil gegen die Bestrebungen der Brüder Boisserée, gerichtet

war. Goethe schrieb (17. März 1817) über dieses zweite Heft an Knebel, es werde „als eine Bombe in den Kreis der Nazarenischen Künstler hineinplumpen" — „Die paar Tage, die mir noch gegönnt sind, will ich benutzen, um auszusprechen, was ich für wahr und recht halte, . . . Der Aufsatz jedoch selbst, mit seinen lehrreichen Noten, ist von Meyer und dient als Confession, worauf die Weimarischen Kunstfreunde leben und sterben." — Vgl. Heinrich Meyer: Kleine Schriften zur Kunst S. 97—131 (Nr. 25 der deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts) und Herrmann Hettner: Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, 3. Aufl., III, 2, 557—562.

148. (S. 121.) Die beiden hier erwähnten Briefe Goethes an Rochlitz sind vom 13. Juni 1819 und 3. April 1820 (‚Goethes Briefe an Leipziger Freunde', 2. Aufl., S. 403 f. und 406 f.). — Über Christian Truchseß, Freiherrn von Wetzhausen, auf Bettenburg in Franken, einen begeisterten Förderer junger Talente, durch den Voß Rochlitz kennen lernte, unterrichtet Wegele in der Allg. Deutschen Biographie XXXVIII, 679—682, und C. Kühner: Dichter, Patriarch und Ritter. Wahrheit zu Rückerts Dichtung.

149. (S. 122.) Aus Goethes geselligem Liede ‚Rechenschaft':

„Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That."

Zur Sache vgl. den Schluß von Erläuterung 142.

150. (S. 123.) ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden. Ein Roman von Goethe. Erster Theil' (1821) wurden angegriffen von dem Pfarrer Pustkuchen, in den (gleichfalls 1821, in Quedlinburg) erschienenen, sogenannten „falschen" ‚Wanderjahren'. — Goethe schwieg dem „Antigoethe" gegenüber öffentlich, doch fand sich in seinem Nachlaß mancher kräftige, auf Pustkuchen gemünzte Vers, z. B. (Werke W V, 187) das Xenion:

„„Was will von Quedlinburg heraus
Ein zweiter Wanderer traben!" —
Hat doch der Wallfisch seine Laus,
Muß ich auch meine haben."

Goethe veröffentlichte 1822 im ‚Morgenblatt' (dann in der Zeitschrift ‚Über Kunst und Alterthum') den kleinen Aufsatz ‚Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren'. Mit der ihm eigentümlichen, tief

ergreifenden Bescheidenheit hebt Goethe hier, „dankbarlichst erfreut", drei anerkennende Besprechungen der ‚Wanderjahre' hervor. Der Ausdruck „so viele Urteile", wie Heinrich in seiner übertreibenden Weise schreibt, bedarf demnach der Berichtigung.

Auf Seite 123 oben bittet man, vor den Worten „Daß Goethe . . ." die, durch ein Versehen ausgefallene, Datierung einzufügen: [12. Juli 1822].

151. (S. 123.) Mit dem Maler Johann Heinrich Tischbein (aus Hessen, 1751—1829, seit 1808 in Eutin) hatte Goethe schon vor der italienischen Reise in brieflicher Verbindung gestanden; in Rom lernte er ihn kennen und fand in ihm einen Führer durch die römische Kunstwelt, in dessen Gegenwart er „dreifach lebte", und an dem er besonders rühmte, „wie ganz original deutsch er sich aus sich selbst herausbildete". Vgl. Düntzer: Aus Goethes Freundeskreise S. 215—253. — Der Brief (März 1822), durch den Heinrich Walter Scott den „Zoll der Liebe" entrichtet, ist in den ‚Mittheilungen über Goethe und Schiller' (S. 99—104) abgedruckt. — Heinrich an Abeken (4. März 1822): „Ich weiß es, daß Scott vielleicht nächsten Mittwoch schon einen recht frohen Tag hat, denn ich hab' ihm im Namen einer Familie, einer ganzen Stadt, im Namen Deutschlands, Worte, nicht der Bewunderung, sondern des Dankes und der Liebe aus voller Seele geschrieben. Antworten wird er, so wahr er ein Herz im Leibe hat; das Nichtantworten hab' ich ihm schier unmöglich gemacht, und seine Antwort, die mich schon jetzt in der Erwartung beseligt — wird mir ein Briefträger bringen." Diese letztere Bemerkung spielt an auf die, den Freunden schon früher mitgeteilte, Äußerung Schillers gegen Heinrich: „Ich begreife nicht, wie man einen Briefträger so kalt, so gedankenlos ansehen kann; mir scheint er ein grauenhafter Bote des Schicksals, wenn ich bedenke, wie ein einzelner Brief den Menschen wohl urplötzlich in sein Gegentheil verwandelt."

152. (S. 124.) Der Dichter Georg von Reinbeck berichtet, daß er, im Begriff, von Weimar nach Heidelberg zu reisen, Goethe beim Abschied erzählt habe, er sei im Besitz einer Empfehlung an Heinrich Voß. Darauf habe Goethe gesagt: „Da sind Sie gut versehen, grüßen Sie mir den Heinrich, das ist ein lieber kindlicher Mensch, und grüßen Sie auch den Alten von mir!" (Gespräche II, 166.)

Übersicht der benutzten Briefe von Heinrich Voß, nebst Angabe der Fundorte.

Abeken, Bernhard Rudolf. — Vgl. Gries und Solger.

(77 Briefe.) 1803 November 25. — 1804 Januar 24.—26.; Februar 21.—23.; [März, ?]; April 10.—11.; [Juli 21.]; August [14.]; Oktober 29.; Dezember 6. — 1805 Januar 27.; Februar 25.; März 9.; April 15.; August 3. — 1806 Januar 30.; März 9.; April 11.; Mai 10.—11.; Juni 23.; Oktober 8. — 1807 April 26. — 1808 Februar 7.; April 17.; Mai 13.—17.; Juli 4.; Oktober 24.; [November, ?] — 1809 Januar 28.; März 1.—3., 21.; April 16.; Mai 19.; Oktober 28.; Dezember 30. — 1810 Februar 8.; Mai 9.; Juli 6.; August 8.; Dezember 13., 21. — 1811 März 5.; Mai 6.—7., 21.—22. — 1812 Juli 17. — 1813 Januar 4. — 1814 Juni 2.; August [?]; November 18. — 1815 Februar 7.; Juli 2.—3. — 1816 April 18.; Juli 3.; Dezember 1. — 1817 März 24. (bis April 11.); Juli 1. (und 21.); September 20.—21.; [Dezember 24.] — 1818 Februar 2.; Mai 28.; Juni 29.—30.; September 1.—2. — 1819 Januar 4. (und 18.); Mai 9.; Juni 27.; Oktober 21.; Dezember 23.—26. — 1820 Januar 18.; Februar 3.—4., 27.; März 17.; April 18. (bis Mai 2.) — 1821 Januar 17.; März 25.; Dezember 26.—27. — 1822 [?, ?]; März 4.—5.; Juli 12.

Nach den Originalen (im Besitz der Königlichen Öffentlichen Bibliothek zu Dresden). — Das im ‚Weimarer Sonntagsblatt' (1857, S. 313 ff., 359 f., 384) aus dreien dieser Briefe Veröffentlichte ist vom Herausgeber, Abeken, leicht überarbeitet. Zu berichtigen: S. 313 das falsche Datum 21. Januar 1804, statt 21. Februar (das Original hat auch irrtümlich „Januar"); S. 359 muß es statt „Aus einem Briefe an Heinrich Voß" heißen: „von Heinrich Voß". — In das unschätzbare Werk W. v. Biedermanns ‚Goethes Gespräche'

sind Stellen aus elf Briefen aufgenommen (Nr. 210 a. 254. 1470. 1472—1475. 1477. 1478. 1481—1486. 1488). Einige der Stellen, an denen der Text und die Datierung der gegenwärtigen Bearbeitung von den ‚Gesprächen‘ abweicht, mögen hier angeführt werden. Gespräche VIII, 275, 2 von unten: „Da dunkelten die Augen“ — der erste Buchstabe des zweiten Wortes kann ein d, ebenso gut aber ein f sein, daher ist oben (S. 14, 10) das sinngemäßere „funkelten“ aufgenommen, wie auch die, im Original unmittelbar darauf folgenden, Worte „dem Goethe“; Gespräche VIII, 276, 1: „für Freude“ — Original (= oben S. 14, 11): „seine Freude“; Gespräche VIII, 279, 3: „jetzt“ — Original (= oben S. 18, 1 v. u.): „fast“; Gespräche VIII, 280, 12: „angetroffen“ — Original (= oben S. 21, 4 v. u.): „angegriffen“; Gespräche VIII, 286, 11 v. u.: „quellenartig“ — Original (= oben S. 50, 4 v. u.): „nullenartig“; Gespräche VIII, 288, 10: „das Capitel Schlecht“ — oben S. 67, 8 v. u.: „das kapitale Schlechte“ — das Original läßt beide Lesarten zu; buchstäblich scheint mir dazustehen: „das Capitale Schlechte“; Gespräche VIII, 291, 2 v. u.: „Ich habe Goethes „Hermann und Dorothea“ in beste Hexameter umgeschmolzen“ — Original (= oben S. 81, 4): „schon in beßre Hexameter“; Gespräche I, 259, 8 v. u. 299, 12. VIII, 278, 15 steht irrtümlich „Januar“ statt „Februar“; das Original hat S. 1 allerdings „21. Januar 1804“, aber S. 10 „22. Febr.“, S. 15 „23. Febr.“, und thatsächlich fällt das Erzählte in die Zeit zwischen den 12. und 20. Februar. Der im selben Brief enthaltene Bericht über die Aufführung der ‚Hussiten‘ findet sich Gespräche VIII, 283 auch ganz richtig unter Februar 1804. Das Datum des Gespräches über Ludens ‚Charlotte Corday‘ ist, nach dem oben (S. 50 f. und Erläuterung 49) Mitgeteilten, nicht Anfang April (Gespräche VIII, 286), sondern fällt zwischen 28. Juni und 21. Juli.

Von den Antworten Abekens (die, als wichtige Ergänzung der Vossischen Berichte, in den Erläuterungen verwertet wurden) sind einundzwanzig, auszugsweise, von A. Heuermann mitgeteilt worden (Osterprogramm der städtischen höheren Mädchenschule und der Lehrerinnen-Bildungsanstalt zu Osnabrück, 1893). Eine umfänglichere Ausgabe dieser Briefe wird von A. Heuermann vorbereitet, ebenso eine vollständige Veröffentlichung der Selbstbiographie Abekens, durch welche die Goethe-Litteratur eine höchst wertvolle und interessante Bereicherung erfahren wird. Denn Abekens Aufzeichnungen „sollten

vor allem die mächtige Wirkung, welche Goethe auf ihn übte und die sein ganzes Leben hindurch fortdauerte, darstellen und erklären".

Börm. — (1 Brief.) 1804 Mai 1.—4.

Nach: Morgenblatt, 1857, S. 625—633. — Gespräche Nr. 214b. 216. 1479.

Voie, Heinrich Christian.

(7 Briefe.) 1804 Februar 25.; April 9.; Mai 11.; August 22.; Oktober 10.; Dezember 1. — 1805 April 3.

Leider war es unmöglich, die Originale zu vergleichen, da deren Verbleib, trotz zahlreicher Nachfragen (in München, Kreuznach, Münster am Stein, Bremen, Eutin, Berlin), nicht ermittelt werden konnte. Dasselbe gilt von den Briefen an Griesbachs, Niemeyer, Jean Paul und Truchseß. Eine Vergleichung wäre um so wünschenswerter gewesen, als Abraham Voß bei der Herausgabe Manches ausgelassen und geändert haben mag.*)

Nach: Mitteilungen über Goethe und Schiller S. 1—32. — Sophronizon XI, 5, 1—28. — Gespräche Nr. 210b. 214a. — Berlits Neudruck S. 45—70.

Eichstädt, Heinrich Karl Abraham. — (1 Brief.) 1805 Februar [?].

Nach: Goethe-Jahrbuch VI, 113 ff.

Frommann, Karl Friedrich Ernst. — (1 Brief.) 1808 Dezember 14.

Nach: Das Frommannsche Haus und seine Freunde. (2. Aufl.) S. 104 f.

Goethe, August von. — (1 Brief.) 1808 April 13.

Nach: Goethe-Jahrbuch X, 77, mit Vergleichung des Originals (im Besitz des Goethe- und Schiller-Archivs).

Goethe, Johann Wolfgang von.

(15 Briefe.) 1805 Juli 31. — 1806 Dezember 7. — 1807 Januar 21., 31.; März 14, 29; September 30.; September [Oktober] 3. — [1808, ?] — 1809 Dezember 26. — 1810 April 25. — 1820 Juli 28. — 1821 Dezember 25. — 1822 April 20.; Juli 15.

Nach: Goethe-Jahrbuch V, 47—93, mit teilweiser Vergleichung der Originale (im Besitz des Goethe- und Schiller-Archivs).

---

*) Der Herausgeber würde sich zu großem Danke verpflichtet fühlen, wenn ihm, von irgend einer Seite, eine Notiz zuginge über den Verbleib der von Abraham Voß veröffentlichten Briefe Heinrichs, ebenso der gänzlich verschollenen Briefe Heinrichs an seine Eltern.

Gries, Johann Diederich. — (1 Brief.) 1821 Juli 31.
Nach Abekens Auszug (im Besitz der Königlichen Öffentlichen Bibliothek zu Dresden).

Griesbach, Friederike Juliane.
(11 Briefe.) 1804 Juli 7. — 1806 April 24.; Juli [?]; August 12.; September 14.; Oktober [?]; Dezember 8. — 1807 Februar 11.; Juli 9. — 1808 Januar 14.; September 30.
Nach: Mitteilungen über Goethe und Schiller S. 66 ff., 71—84. 86 f. — Berlits Neudruck S. 100 f., 104—119.

Griesbach, Johann Jakob. — (1 Brief.) 1805 Mai 13.
Nach: Mitteilungen über Goethe und Schiller S. 68—71. — Sophronizon XI, 5. — Berlits Neudruck S. 101—104.

Hellwag, Christoph Friedrich.
(5 Briefe.) 1802 [?, ?]. — 1804 März 13.; April 27.; August 13.—17. — 1805 August 26.
Nach: Programm des Gymnasiums zu Eutin, 1864, S. 2—9.

Iden, Christoph Wilhelm. — (1 Brief.) 1805 Juli 31.
Nach: Archiv für Litteraturgeschichte IV, 244—251. — Die Posaune (Hannöversche Zeitschrift), 1835, Nr. 30—32. — Berlits Neudruck S. 160—171.

Jean Paul, siehe Richter.

Niemeyer, Johann Christian Ludwig.
(3 datierte Briefe.) 1805 April [?]. — 1806 Juli 2.; August 12. — Außerdem mehrere Briefstellen ohne jedes Datum, aus den Jahren 1802—1805.
Nach: Zeitung für die elegante Welt 1826 Nr. 21 und 22, und: Zeitgenossen 3. Reihe II, 76—112. — Mitteilungen über Goethe und Schiller S. 33—65. — Briefe von Johann Heinrich Voß III, 2, 34 f. — Gespräche Nr. 225. 230. 232a. — Berlits Neudruck S. 73—98.
Die Veröffentlichung in der Zeitung f. d. eleg. Welt geschah durch Niemeyer selbst, ebenso die in den ‚Zeitgenossen‘, hier mit Beifügung von allerhand biographischen Notizen. Daß durch Niemeyer schon vor diesem, zu Lebzeiten Heinrichs und ohne dessen Wissen, briefliche Mitteilungen in das Publikum gelangt sind, beweist folgende Stelle aus einem Briefe Heinrichs an Abeken (18. Januar 1820): „Manche Anekdote, die ich aus den letzten Tagen Schillers schrieb, wenn ich mich Freunden in der Zeit des bittersten Schmerzes

mittheilen mußte, hat mir im Schreiben und meinen Freunden im Lesen wohlgethan .... Der wackere Riemeyer .... mein vertrautester Freund in Halle, ... hat davon, ohne meine Erlaubniß zu fordern, drucken lassen, und das Gedruckte hat in seinem Stile einen etwas romanhaften Anstrich gewonnen. Recht war mir der Aufsatz nicht, als ich ihn Ostern 1819 bei der Frau von Lengefeld las. Da ich aber keine eigentliche Verfälschung spürte, auch merkte, daß in der Schillerschen Familie keine Unzufriedenheit darüber war, dachte ich weiter nicht daran."

Wo dieser Aufsatz steht, konnte nicht ermittelt werden.

Richter, Johann Paul Friedrich.

(11 Briefe.) 1817 August 12.; Oktober 29.; Dezember 9., 25.—31. — 1818 Januar 14.; Februar [?]; September [?]. — 1819 Dezember 7.—15. — 1821 Dezember [?]. — 1822 Januar [?]; Juli 3.

Nach: Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul S. 4 ff., 12—24, 27 f., 30—39, 40—47, 55 f., 88—91, 128—131, 140 ff. — Berlits Neudruck S. 173 f.

Schiller, Charlotte von.

(22 Briefe.) 1805 Juni 28.; Juli 8. — 1806 September 14.; November 29.; Dezember [?]. — 1807 Januar 12.; Februar 12.; März 7.; April 15.; Juni 16.; Juli 7.; August 2., 28.; Oktober 17.; Dezember 23. — 1808 April 5.; Oktober 24. — 1809 November 12.; Dezember 6. — 1810 Juni 11. — 1811 Februar 25.; Oktober 19.

Nach: Charlotte Schiller und ihre Freunde III, 201—256.

Seckendorff, Leopold von. — (1 Brief.) 1806 Dezember 6.

Nach: Franz Karl Leopold Freiherr von Seckendorff in seinen literarischen Beziehungen, hauptsächlich zum Weimarischen Dichterkreise, nach einer ungedruckten Korrespondenz, von Gustav Scheidel S. 25. — Gespräche Nr. 255.

Solger, Karl Wilhelm Ferdinand.

(10 Briefe.) 1803 Juli 6. — 1804 März 24.; Mai 15. (bis Juni 1.); Oktober 10. [nebst Auszug von Abeken]. — 1805 Februar 24.—25.; Mai 22. [nebst Auszug von Abeken]; Oktober 30. (bis November 10.) — 1806 Oktober 8. — 1807 Juli 30. — 1810 Juni [Ende].

Nach: Archiv für Litteraturgeschichte XI, 96—140; Abekens Auszüge nach den Originalen (im Besitz der Kgl. Öffentl. Bibliothek zu Dresden). — Weimarer Sonntagsblatt 1857, S. 461 f. — Karl von

Holtei: Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten II, 4, 112—118 (Vgl. Archiv f. L. XIV, 223). — Gespräche Nr. 216. 221. 222. 227. 232 b. 1480. — Berlits Neudruck S. 122—160.

Truchseß, Christian, Freiherr von Wetzhausen.

(7 Briefe.) 1811 Mai 4. — 1813 Oktober 24.; Dezember 20. — 1814 Juni 4.; Oktober 30. — 1816 November [?]. — 1821 November [?].

Nach: Briefe von Heinrich Voß an Christian von Truchseß S. 12—16. 38—47. 52—56. 60—62. 74 f. 101—106. — Gespräche Nr. 620 d.

Wolff, Friedrich Karl.

(16 Briefe.) 1804 Oktober 24. — 1805 Juli 28. — 1806 Februar 24.; April 14.—15. — 1807 März 14.; Juni 6. — 1814 Februar 24.; Juli 23. — 1815 Juli 14.; August 13.; September 14. — 1816 September 20.—21. — 1817 Mai 10.; August ([Anfang] bis September [Anfang]). — 1818 Mai 9. — 1820 März 21.—22.

Nach den Originalen (im Besitz von Fräulein Strodtmann in Ploen).

Personenverzeichnis.

(Die großen Zahlen beziehen sich auf die Seiten, die kleinen auf die Nummern der Erläuterungen.)

Ende.